<36630687200014

<36630687200014

Bayer. Staatsbibliothek

Paed. Pr.
1609

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buch für Kinder
gebildeter Stände.

Erstes Bändchen.

Schauspiele, Mährchen und Erzählungen.

Von

Ernst von Houwald.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1826.

Pappbd 14 6

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hannchen.

Wo hast du die arme Frau denn gefunden?

Nettchen.

Ja sieh, als ich spazieren geh,
Da find' ich ein Weib, die Reis gebunden,
Und mühsam hebt sie's in die Höh,
Und schleppt es fort, kanns kaum ertragen,
Und weinte still, und ging vorbei.
Da mußt' ich doch nach der Ursach fragen,
Und hört' eine ganze Litaney.
Zwar soll man nicht allen Klagen trauen,
Doch war ich gerührt, und lief nach Haus,
Und nahm aus meiner kleinen Börse
Mit Freuden zwei Dukaten heraus.

Auguste.

Und brachtest sie dem armen Weibe?

Nettchen.

Ja freilich trug ich sie ihr hin.
Glaubt nicht, daß ich es übertreibe,
Die Frau war ganz vernarrt darin,
Sie gab mir ihren besten Segen!
Mir that's so wohl, und die Mama,
Die lobte mich gar recht deßwegen,
Daß sie mich so voll Rührung sah.

M. Sturm.

Das war auch brav! und Gott erhalte
In Ihnen diesen milden Sinn.
Wer aber war denn jene Alte?
Wo ging sie mit dem Gelde hin?

Nettchen.

Was weiß ich's? Thränen wollt' ich stillen,

Und nach dem andern fragt' ich nicht;
Den Wunsch gelang mir's zu erfüllen!

Auguste.

Das Wohlthun ist doch süße Pflicht.

Nettchen.

Dann sprach Mama: ich werd's gedenken,
Daß du so gut gewesen bist! —
Und drum erwart' ich auch mit Freuden
Heut einen reichen heilgen Christ.

M. Sturm.

Die Hoffnung wird Sie nicht betrügen!
Jetzt, Kinder, lass' ich euch allein.
Ich habe Vieles vor mir liegen,
Was heut noch muß vollendet seyn.

Die Mutter geht ab.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ohne Mad. Sturm.

Hannchen.

Geh' du nur, Mütterchen! ich denke,
Ich weiß schon, was jetzt liegt vor dir.
Nichts als die heilgen Christgeschenke;
Heut Abend liegen sie vor mir.

Nettchen.

Doch Mädchens kommt, und laßt uns spinnen!
Viel halt' ich auf eurer Mutter Wort.
Durch Arbeit soll uns die Zeit verrinnen!
Heut geh ich den ganzen Tag nicht fort.
Mama hat mir's erlaubt zu bleiben, —
Bis zu der Zeit, die euch bewußt.

N 3. Mh 2/36 P 3/36

Meinen lieben Kindern

Wielibald,
Ernst,
Wilhelmine,
Emma,
Florentine,
Moritz,
August,
Kamilla,
Heinrich,

und meinen lieben Pflegekindern

Jeanette
Antonie } von Lüdicke
Mariane

und

Carl Christian Contessa

von ihrem Vater und Freunde

gewidmet.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Widmung.

Wem soll ich dieses Büchlein weihen?
Wem wird's willkommen seyn und lieb? —
Wer wird der Dichtung sich erfreuen,
Die ich selbst freudig niederschrieb?
Wer wird's mit reinem Herzen fassen,
Was ich geschöpft aus Kindesbrust?
Und wer den Samen keimen lassen,
Den ich gestreut in stiller Lust?
So fragt' ich! — Doch als ich im Kreise
Euch um mich, meine Kinder, sah,
Da sagte bald mein Herz mir leise:
Nur Euch gehört dies Büchlein ja!
So nehmt den Kranz für Euch gewunden,

Ich weiß, er ist Euch werth und lieb;
Nehmt, was in seinen Feierstunden
Der Vater für Euch niederschrieb! —
Und wird einst unser Kreis zerrissen,
In dem Ihr froh noch um mich steht,
Und habt Ihr tief mich betten müssen,
Wo Ihr mich nimmer wiederseht;
Dann mag das Büchlein oft Euch fragen:
„Seyd Ihr noch werth der goldnen Zeit? —
„Noch treu und rein, wie in den Tagen,
„Wo Vater Euch dies Buch geweiht?“

Der Weihnachts-Abend.

Schauspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Madame Sturm, eine Predigers-Wittwe.
Auguste, } ihre Töchter.
Hannchen, }
Fräulein Nettchen, Tochter der Besitzerin des Rittergutes.
Katharine, eine arme Weberstochter.

Der Schauplatz ist in der Wohnung der Madame Sturm.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hannchen und Auguste sitzen und spinnen beide. Die Lampe brennt auf dem Tische. Es ist früh morgens.

Hannchen.

Horch nur! die Glocke schlägt schon sieben,
Und an den Bergen graut der Tag. —
Wo ist die Mutter nur geblieben?
Sie ist schon seit drei Stunden wach.

Auguste.

Ja heimlich schlich sie aus dem Bette,
Doch hört' ich ihren leisen Tritt;
Und nach des Vaters Kabinette
Nahm sie die große Bibel mit.
Dort liest sie stets den Morgensegen,
Und betet auch für uns gewiß.

Hannchen.

Das wohl, doch heut ists unsertwegen,
Daß sie sich früh dem Schlaf entriß.
Sie sitzt in Arbeit dort versunken
Und schafft dort für den heilgen Christ;
Hat noch den Kaffee nicht getrunken,
Der draußen noch am Feuer ist.

Auguste.

Die gute Mutter! — aber sage,
Was glaubst du, daß sie uns bescheert?
Es ist nur Neugier, daß ich frage,
Denn mir ist jede Gabe werth.

Hannchen.

Ja Gustchen! könnt' ich das ergründen! —
Etwa von bunt halb seidnem Zeug
Zwei Kleider, die uns niedlich stünden,
Zum Putz der Feiertage gleich.
Und Rosaband und Schuh mit Flittern
Und noch ein schönes Tuch dazu!
Ich möchte fast vor Wonne zittern,
Und habe kaum bis Abend Ruh.

Auguste.

Und ein Gesangbuch, schwarz gebunden,

Und eine Bibel oben drein,
Für unsre stillen Sonntagsstunden —
Wie wollt' ich da nicht dankbar seyn.

Hannchen.

Ja, Fräulein Nettchen, auf dem Schlosse,
Die kann sich wohl auf heute freun!
Da kommt der heilge Christ zu Rosse,
Hier kehrt er nur zu Fuße ein.

Auguste.

Nicht doch, er geht mit vollen Händen
Ins Schloß so wie in jedes Haus,
Und theilt mit Liebe seine Spenden
An die erfreuten Kinder aus.
Weißt du noch, was der Vater sagte? — —
O, daß du so vergeßlich bist!
— „Die Mutterlieb' am heilgen Abend,
„Das ist der liebe heilge Christ!" —
Und ist denn diese Liebe ärmer,
Wenn sie nicht Gold und Seide bringt?
Scheint denn die liebe Sonne wärmer,
Wenn sie durch Goldflor auf uns dringt?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen und Madame Sturm.

M. Sturm.

Nun guten Morgen, meine Kinder!
Ihr seyd ja fleißig! das ist schön!
Die Rädchen drehn sich ja geschwinder
Als wie die Kreisel! — laßt doch sehn.

Beide Mädchen zugleich.

Ach Mutter! Mutter! guten Morgen!

Hannchen.

Wir warten schon recht lang auf dich!

Auguste.

Und waren fast um dich in Sorgen,
's ist ohne dich so schauerlich.

M. Sturm.

O Kinder! mir ist wohl gewesen.
Das Sorgen haltet nur in Acht.
Erst hab ich in der Bibel gelesen,
Und dann an Euren Vater gedacht.

Auguste.

An unsern Vater? — ach ich denke
Wohl auch an ihn, und weine sehr.

Hannchen.

Ich auch! — doch, liebe Mutter, kränke
Dich um den Vater nur nicht mehr.

M. Sturm.

Das thu' ich nicht! — ich wills ertragen
Was mir des Schicksals Wille gibt;
Ich will nicht murren und nicht klagen,
Obgleich die Wund' ist tief geschlagen!
Ich habe ihn so sehr geliebt.
Doch immer woll'n wir sein gedenken,
Und seine Tugend vergessen nie.
Die Sonne mag steigen, oder sich senken,
Sein Bild, das leit' uns spät und früh.

Sie stehen eine Zeitlang still und in Erinnerung versunken.

Auguste.

Lass' mich nach deinem Kaffee geben,
Es brennt wohl sonst die Milch noch an!

Sie geht hinaus.

M. Sturm.

So geh! ich will indeß hier sehen,
Wer von euch beid' am besten spann. —

Sie besieht das Gespinst.

Je nun, recht gut! Augustens Faden
Wird schon recht ordentlich und nett.
Allein bei Hannchen könnts nicht schaden,
Er wär ein Bischen mehr gedreht.

Auguste hat indeß den Kaffee gebracht; die Mutter setzt sich, schenkt ein und trinkt.

Nun Kinder! Ihr werdets ja wohl wissen,
Welch froher Tag für euch heut ist. —
Die Mutter wird wohl bescheeren müssen? —
Schon sprach sie mit dem heilgen Christ.

Hannchen.

Ach, liebe gute Mutter, sage,
Daß er recht reichlich uns bescheert!

Auguste.

Und daß er ja kein Rüthchen trage,
Und ja nicht mit dem Besen kehrt.

M. Sturm.

Nun, wenn ihr artig seyd gewesen,
So bringt er nichts vom birknen Reis,
Er gibt so gern den guten Kindern
Und lohnet Folgsamkeit und Fleiß.
Doch muß mit allen euren Sachen,
Eh noch der heilge Abend naht,
Ich mich durchaus bekannt erst machen.

Auguste.

Ich zeige gern sie, in der That!

Hannchen.

Ich auch! ich hab' ein gut Gewissen.

M. Sturm.

Das soll mich freun, doch mach' ich aus:
Wer sich der Ordnung am meisten beflissen,
Am fleißigsten war in Schul und zu Haus,
Am folgsamsten war in allen Dingen,
Kurz, wer die beste war von euch,
Der wird der heilge Christ was bringen,
Dem keine andre Sache gleich.

Auguste.

Wenn aber nun deine Kinder beide
Du findest der besten Gabe werth?

M. Sturm.

So dank' ich Gott für diese Freude,
Und Beiden sey sie euch bescheert.
Doch Kinder denkt, wie vielen Armen
Bringt heute nichts der heilge Christ.
Sie weinen, es ist zum Erbarmen,
Weil für sie nichts bescheeret ist.
Sie müssen andrer Freude schauen!
Ach! für sie wuchs kein Weihnachtsbaum;
Sie müssen trockne Rinden kauen,
Und fristen sich das Leben kaum! —
Drum dankbar nehmt die kleinste Gabe,
Auch sie reicht hin vergnügt zu seyn,
Und was ein jeder übrig habe,
Das geb' er, Arme zu erfreun!

Auguste.

Ach! hätt' ich viel nur zu verschenken!
Es gibt sich's besser, als sich's nimmt.

Hannchen.

Ja, Mutter, lass' uns gleich drauf denken,
Daß für die Armen sey was bestimmt!

M. Sturm.

Wir wollen's. Doch ihr selbst seyd Waisen,
Ich eine Wittwe, der Vater ist todt. —
Wir müssen uns noch glücklich preisen,
Daß uns nicht Mangel drückt und Noth.
Wir haben nicht zu viel zum Geben,
Und auch beim Geben sey man klug.
Wer schenkt zur rechten Zeit im Leben,
Der hat zum Schenken stets genug. —
Doch nun den Kaffee weggenommen,
Und auch die Rädchen setzt bei Seit'.
Ich sehe Fräulein Nettchen kommen,
Sie ist vom Hause nicht mehr weit.

Die Mädchen räumen alles weg.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Guten Morgen, Mutter Sturm! Guten Morgen,
Auguste!
Guten Morgen, Hannchen! ich bin so froh!
Zwar komm' ich so früh, allein ich mußte,
Ich sehnte mich nach euch allen so.

Auguste.

Wie lieb' ich dich, meine theure Jeanette!

M. Sturm.

Willkommen, mein Fräulein, früh ist's nicht mehr;
Wir sind schon lange aus dem Bette.

Hannchen.

Und haben gesponnen schon um die Wette.
Jetzt, Nettchen! hol' ich dir Aepfel her.

Nettchen.

Ich dank' euch, ihr lieben fleißigen Mädchen!
Ich weiß nicht, wie es möglich ist,
Zu essen, oder zu sitzen am Rädchen,
Es kömmt ja heut der heilge Christ!
Mama hat gleich mir frei gegeben,
In keine Stunde geh' ich heut;
Sie meint, ich würde nicht Achtung geben,
Ich wäre gar zu sehr zerstreut.

M. Sturm.

Freun Sie Sich immer! Aber ich denke,
Man wird der Arbeit auch nicht satt.
Und besser schmecken alle Geschenke,
Wenn man sie recht verdienet hat.
Ich und die beiden Mädchen meinen:
Die Arbeit kürze nur die Zeit;
Die Stunden fliehn und endlich scheinen
Die Weihnachtslichter weit und breit.

Nettchen.

Schilt nur nicht, Mütterchen! wir wollen
Ja heut zusammen noch fleißig seyn.
Ich bin auch's ganze Jahr fleißig gewesen,
Und dacht', ich wollte mich heut recht freun.
Mama hat mir's auch fest versprochen,
Der heilge Christ sollt's wissen genau,
Daß ich just heute vor vier Wochen
So reichlich beschenkt eine arme Frau.

Mag sie indeß nur alles ordnen,
Wir wollen uns freuen nach Herzenslust.

Hannchen.

Hör', Nettchen! kannst mein Rädchen nehmen!
Ich kann nicht bleiben hier bei dir;
Ich muß zur Küche mich bequemen,
Denn sieh', die Woche steht an mir.

Nettchen.

So geh'! und schaffe nur was Gutes!

Fünfter Auftritt.

Auguste und Jeanette allein. Sie setzen sich und spinnen.

Nettchen.

Auguste! liebes frommes Kind!
Du weißst, ich bin recht frohen Muthes,
Wenn so allein wir beide sind.

Auguste.

Ich auch! Ich liebe dich von Herzen!

Nettchen.

Auch unser Hannchen lieb' ich sehr!
Gern hab' ich sie bei unsern Scherzen,
Doch du bist meiner Seele mehr!
Du weißt mich oft so zart zu rühren,
Du fühlst es, wenn mir etwas fehlt,
Und weißt mich sanft zurück zu führen,
Wenn Grill' und Leidenschaft mich quält.

Auguste.

Und du, mit deiner Lieb' und Treue,
Hast immer nur an mich gedacht.

Beschämst mich täglich ja auf's neue,
Und hast viel besser mich gemacht.

Nettchen.

O schweige ja! — sonst könnt' ich meinen,
Ich wäre wirklich schon so gut!
Komm' an mein Herz! — es gleicht dem Deinen,
Hat alles mit dir zu tragen Muth.

Beide Mädchen stehen auf und umarmen sich. Dann fährt Nettchen fort.

Doch Gustchen, was ist dir widerfahren?
Du siehst mich ja so traurig an!

Auguste.

Ich wollt' ein Geheimniß vor dir bewahren,
Ich wollt' ein Geständniß mir ersparen,
Allein ich seh', daß ich's nicht kann.

Nettchen.

Komm' her! und in mein Auge schaue,
Ob ich's aus Neugier wissen will.
Kann ich dir helfen? so vertraue
Mir's an. Wo nicht, so schweige still.

Auguste.

Du sollst mir helfen, sollst es wissen,
Welch' eine Sorge still mich quält.
Doch werd' ich weit ausholen müssen,
Weil ich noch gar nichts dir erzählt.

Nettchen.

So sprich, daß ich es schnell erfahre.

Auguste.

Du kennst doch Weber Ehrlichs Haus? —
Dort trugen vor einem halben Jahre

Die Todtenmänner mit der Bahre
Den Weber und seine Frau hinaus. —
Die einz'ge Tochter, Catharine,
Noch seh' ich sie an der offnen Gruft,
Wie sie mit herzzerreissender Miene
Den Vater und die Mutter geruft.
Erschüttert in des Herzens Fülle,
Schlich ich in ihre Hütte nach;
Da kniete sie in heil'ger Stille,
Indem sie's: Vater unser! sprach.
Sie sah mich lange erst nicht stehen,
Dann fiel sie weinend an mein Herz, —
Wir beide mochten fast vergehen
Vor Mitgefühl und tiefem Schmerz.

Nettchen.

Ich habe nichts davon vernommen;
Du hast auch nicht ein Wort gesagt.
Wir wollen sie doch lassen kommen,
Daß man gleich ein Geschenk ihr macht.

Auguste.

Bewahre Gott! zwar ist sie ärmer,
Als einer in dem Orte hier,
Allein ihr Herz schlägt zarter, wärmer,
Als eines nur, das glaube mir.

Nettchen.

Wer aber ist bei dieser Waise,
Da man die Eltern in's Grab gelegt? —

Auguste.

Die alte Großmutter schleicht noch leise
Im Leben umher von ihr gepflegt.

Horch nur! Jüngst war ich hingegangen,
Die Mutter schickt' ihr ein Gericht;
Da sah' ich Thränen auf ihren Wangen,
Allein die Ursach' gestand sie nicht.
Ich drang in sie, ich wollt's erfahren,
Da führt' sie weinend mich und sacht'
Zum Weberstuhl, und sieh', da waren
Blau weiße Faden aufgebracht.
„Das sollt' mein Weihnachtsröckchen werden,
„Der Vater webte fleißig d'ran. —
„Jetzt aber schläft er in der Erden,
„Und auch die Mutter, die es spann.
„Ach alle Kinder schau'n mit Freuden
„Zum heil'gen Christ, wie sonst auch ich!
„Jetzt sitz' ich hier im Gram und Leiden!
„Der heil'ge Christ bringt nichts für mich!
„Ich wollt' auch gerne keinen haben!
Rief sie und streckte die Arme aus,
„Könnt' ich euch aus der Erde nur graben,
„Euch führen zurück in unser Haus!"
Sieh' Nettchen, das konnt' ich nicht vergessen,
Hab' dir's nicht aus der Seele gebracht.
Hab' lange weinend bei ihr gesessen,
Und an den sel'gen Vater gedacht,
Und konnt' es lange nicht recht ermessen,
Wie man dem Mädchen Freude macht.
Doch endlich bin ich zum Kaufmann gegangen,
Und nahm solch blau und weißes Zeug
Wie auf dem Webstuhl angefangen,
Zu Rock und zu Korsettchen gleich.

Das hab' ich denn dem Schneider gegeben,
Und hab's so wie für mich bestellt;
Und heut' kommt Schneider und Kaufmann eben
Und fordern nun von mir ihr Geld.

Nettchen.

Das fehlt dir? — Sieh', ich will dir's borgen.
Der Noth komm' ich nun auf die Spur.

Auguste.

Nein, Nettchen! borgen macht nur Sorgen!
Doch aber, bitt' ich, wechsle nur.

Nettchen.

Wie? Wechseln? Hast du Gold zu geben?
Sieh', Gustchen, das verschwiegst du mir?

Auguste.

Ach, freilich geht mir's fast an's Leben,
Doch es muß fort! Hier ist es, hier!
Doch mußt du nichts der Mutter verrathen,
Auch gegen Hannchen still wie das Grab!

Nettchen.

Das ist ja der alte Henkeldukaten,
Den dir dein sel'ger Vater gab! —
O, deine Tochter ist wohl gerathen!
Sie gibt den ihr so heil'gen Dukaten
Und trocknet der Waise die Thränen ab! —
Den wechsl' ich nicht! das kannst du glauben!
Allein das Geld, *gleich* hol' ich's dir.

Auguste.

Willst du mir nicht alle Freude rauben,
So nimm das Geld, und wechsle mir.
Willst du es nicht, ich geb's dem Schneider,

Wechsl' er es dann nach seinem Sinn,
Und nehme freudig meine Kleider,
Und trag' sie Catharinen hin.

Nettchen.

Du seltnes Mädchen, sey nicht böse!
So gib nur den Dukaten mir,
Und daß ich dich aus der Noth erlöse,
Ich hol' dir Silbergeld dafür.
Doch eine Bedingung will ich machen:
Gib zu, daß ich begleite dich,
Wenn du dem Mädchen gibst die Sachen,
Und daß ich mit euch freue mich!

Auguste.

Bewahre Gott! Sie darf's nicht wissen,
Wer ihr das Kleidchen hat bescheert.
Mein schöner Plan wär' ja zerrissen,
Und meine Freude ganz zerstört,
Sieh', Beide geh'n alle Nachmittage
Nach dürres Holz in unserm Wald,
Da schleich' ich heimlich mich und trage
Das Kleid ihr in das Stübchen bald,
Und lege einen Zettel drüber:
„Der heil'ge Christ hat dich bedacht,
„Und was dein Vater nicht vollendet,
„Das hat er für dich fertig gemacht!

Nettchen.

Nun, Mädchen, noch kann ich's nicht begreifen,
Warum's Catharine nicht wissen soll? —
Sie würde mit Dank dich überhäufen,
Und der thut auch dem Herzen wohl.

Auguste.

Den will ich nicht! dann wär's vorüber!
Ich würde ein Gespräch der Leut'!
So aber denk' ich heimlich lieber:
Dies Mädchen hast du hoch erfreut!
So kann ich ruhig zu ihr gehen,
Mich weiden oft an ihrer Lust,
Kann mit ihr sprechen, froh sie sehen,
Und — bin mir's heimlich doch bewußt!

Nettchen.

Du Engel! — Ach, wie bin ich eitel!
Hat Wandsbecks Bothe mir's nicht gezeigt?
„Der hat den Knopf noch auf dem Beutel,
„Spricht er, der sein Geschenk verschweigt! —"
Ich gebe Geld und in der Mitte
Der Welt posaun' ich's, daß ich's that.
Du schleichst dich in der Armuth Hütte,
Du prüfst die Thränen, hörst die Bitte,
Und hältst mit dir im Stillen Rath.
Ich kann in volle Beutel fassen,
Du gibst das einz'ge Stückchen hin!
Du wirst mich ja deßhalb nicht hassen!
Ich will mich von dir führen lassen!
O, gib mir deinen schönen Sinn!

Auguste.

O, still doch, Nettchen! Wie verdiene
Ich all' dies Lob! — Doch habe ich
Noch einen Wunsch. — Sieh', Catharine
Fällt ganz gewiß sogleich auf dich,
Kömmt ganz gewiß, sich zu bedanken — —

Nimm du es an, auf deine Hand.
Die Freundschaft kennt ja keine Schranken,
Und sieh', dein Wohlthun ist bekannt.

Nettchen.

Du forderst viel! — Doch gut, ich schweige!
Des Mädchens Dank, ich nehm' ihn, ich!
Indeß ich still mich vor dir beuge,
Und hoch dich schaue über mich. Sie umarmen sich.

Auguste.

Ich will auch alles mit dir theilen,
Ich bin für dich zu sterben bereit!
Jetzt lass' uns in mein Stübchen eilen,
Ich zeig' dir Catharinens Kleid.

Sie gehen Arm in Arm ab.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Im Hintergrunde stehen zwei Tische mit Lichtern, auf jedem ein Weihnachtsbaum; in der Mitte zwischen beiden steht ein verdeckter großer Korb.

Madame Sturm allein.

Sey mir willkommen! du heiliger Abend!
Du meiner Kindheit schönster Traum!
Wo ich, den Frieden im Herzen habend,
Nichts sah, als deinen Weihnachtsbaum.
Wo beim Geheimniß deines Gebens,
Du heil'ger Christ, ich bebend stand,
Und ahndungsvoll des ganzen Lebens

Bedeutungen im Spiel erfand. — —
Wohl mir! daß ich dich kann erneuen;
Daß mit der längst entfloh'nen Lust
Ich meine Kinder kann erfreuen;
So erbt sie still von Brust zu Brust.
Doch überall, wo wir hier wandern,
Kommt zu der Freude auch der Schmerz! —
Augusten liebt' ich vor der andern,
Und doch verwundet sie mein Herz. — —
Sie hielt so heilig alle Sachen,
Von ihrem Vater eingeweiht,
D'rum wollt' ich zum Geschenk ihr machen
Des Vaters große Bibel heut.
Doch solchen Leichtsinn zu verrathen,
Und zu verlieren, sie weiß nicht wie,
Den ihr vom Vater geschenkten Dukaten,
Das wirft kein gutes Licht auf sie.

Zweiter Auftritt.

Die Vorige und Fräulein Nettchen.

Nettchen.

Darf ich wohl helfen, Mutter Stürmchen,
Den heil'gen Christ hier ordnen geschwind?
Die Mädchen lauschen wie die Würmchen,
Indeß wir hier geschäftig sind.

M. Sturm.

Sie deckt den Korb auf, und nimmt, indeß sie spricht, die Sachen heraus, und ordnet sie auf Hannchens Tisch.

Gut, kommen Sie! vor allen Dingen
Erst Hannchens Tisch auf diese Seit'.

Der soll der heil'ge Christ heut' bringen:
Zuerst ein buntes Leinwandkleid,
Dann ein Paar Schuh' von schwarzem Leder,
Den Weihnachtsbaum, ein Buch Papier,
Dann eine neugeschnittne Feder,
Und endlich ein Gesangbuch hier.
Zuletzt des Vaters große Bibel.

Nettchen.

Wie? kriegt denn die Auguste nicht? —

M. Sturm.

Nein! ach, es ist zu sagen übel,
Auguste, die verdient sie nicht!

Nettchen.

Das war ein hartes Wort gesprochen!
Doch war's wohl nicht im Ernst gemeint? —
Was hätt' Auguste denn verbrochen? —
Zwar sitzt sie drüben, ach! und weint.

M. Sturm.

Gut, Fräulein! gut, Sie soll'n es wissen,
Was mich so tief von ihr gekränkt:
Sie hat den alten Ducaten verschmissen,
Den ihr mein sel'ger Mann geschenkt.
Das Gute wollt' ich nur belohnen,
D'rum untersucht' ich Stück vor Stück.
Ich ließ mir öffnen ihre Trohnen,
Und erst die Arbeit prüft' mein Blick.
Sie waren Beide fleißig gewesen,
Und waren Beide sich's froh bewußt,
Sie hatten gestrickt, geschrieben, gelesen,
Genäht, gesponnen, es war eine Lust.

Und ordentlich war jede Sache.
Allein Augustens Ducaten fehlt!
Und als ich ihr d'rüber Vorwürfe mache,
So hat sie weinend mich gequält:
Ich sollte nur nicht weiter fragen,
Er wäre doch einmal dahin,
Sie wüßte mir es nicht zu sagen! —
Das ist ein leichter, übler Sinn!

Nettchen.

Ach, liebe Mutter! ach, verzeihen
Sie diesesmal Augusten nur!
Es wird Sie sicher nicht gereuen,
Das Mädchen ist von hoher Natur.
Wie wird sie sich über die Bibel freuen!
O! geben Sie ihr die Bibel nur.

M. Sturm.

Sie ist mein liebstes Kind gewesen,
Das frömmste durch das ganze Jahr,
D'rum hatt' ich die Bibel ihr auserlesen,
Als ein recht theures Geschenk fürwahr.
Doch hat sie eins nicht werth gehalten,
Was ihr der Vater einst bescheert,
So wird sie mit dem andern schalten,
Als hätt's auch weiter keinen Werth!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen und Catharine.

Sie trägt den blau leinewandnen Anzug.

Catharine auf Nettchen zueilend.

So hab' ich, mein Fräulein, Sie endlich getroffen!
O, heissen Sie mich nicht wieder geh'n,

Sie werden den Dank, ich darf es hoffen,
Des armen Mädchens ja nicht verschmähn!

Nettchen.

Wer bist du, Mädchen? was bedeutet
Denn dies? was soll dir meine Hand?

Catharine.

Sie haben mich ja neu gekleidet,
In diese bunte Leinewand;
Sie haben Worte dazu geschrieben,
Dem wunden Herzen, ach! so werth!
Sollt' ich den heil'gen Christ nicht lieben,
Der so erfindungsreich bescheert?

Sie gibt einen Zettel an Madam Sturm, die ihn liest, indeß Nettchen die Hand vor die Augen hält.

Ja, Madam Sturm! ich und Großmutter
Wir brachten dürres Holz nach Haus.
Es war schon finster in der Stube,
Denn's Feuer im Kamin war aus;
Ich blas' es an, seh's Fenster offen,
Geh' an den Tisch, und pralle weit
Zurück, als wie vom Blitz getroffen!
Da liegt der Zettel und das Kleid —
Von just dem Zeug, wie's auf dem Stuhle
Der sel'ge Vater angelegt.
Ich fühlte mich so ganz erschüttert,
So hoch erfreut, so tief bewegt! —

M. Sturm

nimmt Nettchen die Hand von den Augen.

Sie soll die Augen nicht verdecken,
Die Hand, die diesen Zettel schrieb.

Sie brauchen Sich nicht zu verstecken
Mit Ihres Herzens edlem Trieb.
O, daß ich hoch die Mutter preise!
Die solch' ein theures Kind gebar,
Das wie ein Engel zu der Waise
Sich schleicht, und seine Gabe leise
Bescheert, so zart und wunderbar.

Nettchen fällt Catharinen um den Hals und reicht abgewendet Madam Sturm die Hand.

O, schweigt! sonst muß ich ja vergehen!
Wißt ihr es denn, daß ich es that? —
Habt ihr den Engel denn gesehen,
Der euer stilles Haus betrat?

Catharine.

Sie sind's, ich lasse d'rauf mein Leben!
Sie haben der Großmutter neulich ja
Am Busch auch zwei Ducaten gegeben.
Sie sind ja stets mit Hülfe nah'.

M. Sturm.

Wer hat den Zettel denn geschrieben?
's ist Ihre Hand, ich kenne sie.
O, wer die Tugend so mag üben,
Dem mangelt Lohn und Segen nie.

Nettchen
sich froh zu Madam Sturm wendend.

Gut, Mutter! woll'n Sie mich belohnen,
So geh'n Sie eine Bitte ein!

M. Sturm.

Gern, liebes Nettchen! hätt' ich Kronen,
Sie sollten sicher Ihnen seyn.

Nettchen schmeichelnd bittend.

Ach! Mütterchen! nimm's nur nicht übel!
Und schau' mir freundlich in's Gesicht!
Gib doch Augusten heut' die Bibel.

M. Sturm.

Nein, Nettchen, alles, dies nur nicht! —
Sie selbst mit Ihrem edlen Herzen,
Sie fänden mich partheyisch dann,
Und Hannchen sollt' es die nicht schmerzen,
Daß man sie doch setzt' hinten an? —

Nettchen, händeringend.

Ach, Gott! was soll ich denn nur machen! —
So schenken Sie mir selbst dies Buch!

M. Sturm.

Es sind der Kinder Weihnachtssachen!
Sie kennen mich, und nun genug!

Nettchen umfaßt Catharinen, und bleibt, bis Madam Sturm abgeht, mit dem Haupte auf ihrer Schulter liegen. Die Mutter ordnet, indeß sie folgendes spricht, auch Augustens Weihnachtstisch, legt aus dem Korbe die nehmlichen Geschenke hinauf, welche Hannchen bekam, bis auf die große Bibel, die sie auf Hannchens Tisch gelegt hat.

Weil Sie mit Lieb' an Gustchen hangen,
So soll'n Sie ihr zwar gern verzeih'n,
Jedoch auch viel von ihr verlangen,
Und ja nicht blind aus Neigung seyn!
So! — so! nun sind die Tische fertig! —
Die Kinder klingl' ich nun herbei.
Sie sind es lange schon gewärtig;
Horcht, Mädchen, nur auf das Geschrei.

Geht ab.

Vierter Auftritt.

Nettchen und Catharine.

Catharine.

O, hören Sie doch auf zu weinen,
Was jammert Sie die Bibel doch?
Es gibt ja andre, sollt' ich meinen,
Und schönre für Augusten noch.

Nettchen.

Wohl! — Doch **die** ist dem Vater gewesen,
In dieser hat bei Tag und Nacht
Sein frommes Auge oft gelesen,
Das ist's, was sie so einzig macht.
Ach, Mädchen, solltest du es wissen,
Weshalb Auguste sie verliert, —
Dein Herz wär' so wie mein's zerrissen,
Und deine Seele tief gerührt.

Sie hält das Tuch vor die Augen.

Catharine.

Du lieber Gott! ich kann's nicht sehen,
Daß solch' ein freundlich Auge weint!
O, sagen Sie, was ist geschehen?

Nettchen.

Ach! alles hat sich heut' vereint,
Den stolzen Muth in mir zu beugen! —
Ihr alle seht mich dankbar an,
Erhebt mich hoch und ich muß schweigen,
Und dulden mehr fast, als ich kann.

Catharine.

Kann Ihnen das nicht Ruhe geben,
Daß Sie mich heut' so hoch erfreut? —

Nettchen dringend.

O, schweig', wenn du mich liebst! mein Leben,
Mein ganzes Seyn erzittert heut!

Sie setzt sich kummervoll nieder, und legt den Kopf in die Hand.

Catharine.

Ach, wollten Sie mich nur bescheiden,
Ob ich vielleicht fortgehen soll? —

Nettchen streichelt ihr die Wangen.

Nein! Nein! Dich seh' ich ja mit Freuden!
Doch still! Die Mädchen kommen wohl.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen und Madame Sturm.

Sie eilt klingelnd herein; hinter ihr kommen die Mädchen gesprungen.

Hannchen.

Welches ist mein Tisch?

Auguste.

Und welch's der Meine?

Beide zugleich.

Geschwind, o Mutter! zeig' es mir!

M. Sturm.

Zu Hannchen.

Der mit der Bibel ist der Deine!

Zu Augusten.

Und dieser ist Augusten hier.

Beide Mädchen eilen zu ihren Tischen, und besehen die Geschenke schnell. Endlich ergreift Hannchen die Bibel, indeß Auguste mit gefalteten Händen vor ihrem Tische stehen bleibt.

Hannchen höchst erfreut.

Des Vaters Bibel! Ach gute Mutter!
Dies köstliche, dies theure Buch!

Sie schlägt den Titel auf.

Sieh' da! der alte Martin Luther,
Und hier, des Vaters Namenszug!

Auguste ermannt sich, indem sie Nettchen und Catharinen stehen sieht, ergreift das Gesangbuch und geht zur Mutter.

Auguste.

O, gute Mutter! gib nur wieder
Auch mir ein freundlich liebes Wort!
Ich will durch diese schönen Lieder
Auch besser werden immer fort.

M. Sturm.

Das mußst du auch, mußst drüber wachen,
Daß du viel ordentlicher wirst,
Und nicht die dir so theuren Sachen
Wie eine Nadel leicht verlierst.
Der Leichtsinn führt uns stets zum Uebel,
Das Uebel ziehet Folgen nach,
Sonst wäre dein heut' diese Bibel,
Doch halt' ich streng, was ich versprach.

Auguste.

Nun, Mutter! sey nur außer Sorgen!
Kommt Hannchen doch die Bibel zu.
Sie wird sie mir schon manchmal borgen,
Nicht wahr? du gutes Hannchen, du? —

Hannchen.

Von Herzen gern! doch aber schaue
Nur was uns noch bescheeret ist!
Daß ich kaum meinen Augen traue!
Du lieber, reicher heil'ger Christ!

M. Sturm.

Erkennt der Mutter guten Willen!
Nehmt froh, was ich mit Freuden gab.

Sie sieht Nettchen an.

Doch kennt ihr Jemand, der im Stillen
Des Wohlthuns Pflicht weiß zu erfüllen
Und Waisen trocknet Thränen ab?
Schaut hier die arme Catharine.
Das hübsche Kleidchen, das sie trägt,
Das hat ihr Nettchen wie ein Engel
Ins Stübchen heimlich hingelegt.

Catharine zu Augusten.

Just wie's der Vater angefangen,
Und wie ich's Ihnen jüngst gezeigt.

Nettchen.

Sie fällt Augusten um den Hals, führt sie hastig vorwärts, und spricht mit verhaltner Rührung leise zu ihr.

Siehst du die Schaam mir auf den Wangen?
Wie Blut und Thränen aufwärts steigt?

Auguste.

Ich halte dich ja fest umfangen,
Zu seh'n, wie treu die Freundschaft schweigt.

Nettchen.

Doch mußt du nicht zu viel verlangen;
Fast ist der Muth mir ausgegangen,
Weil's über meine Kräfte steigt!

Madame Sturm

tritt zu ihnen.

O liebt euch immer! — Hannchen, nahe
Auch dich und schaut auf Nettchen hin,

Daß ich die Hoffnung noch empfahe:
Ihr Beispiel leite Euren Sinn.
Gönnt meinem Alter doch die Freude,
Die Nettchen ihrer Mutter gibt,
Daß keine Mutter ich beneide,
Und einst mit dem Bewußtseyn scheide,
Daß ihr, wie sie, die Tugend liebt.

Nettchen hastig.

Es ist zu viel! — ach mit Vergnügen
Stürb' ich, macht Freundschaft mir's zur Pflicht.
Doch eine Mutter zu belügen,
Und sie um Wonne zu betrügen,
Das billigt selbst die Freundschaft nicht! —
Du sollst mir's länger nicht verwehren!
Sie läuft zum Tisch, bindet etwas aus dem Schnupftuche, legt es auf den Tisch, und deckt das Tuch drüber.
He! Mutter! kommen Sie heran!
Ich will auch Ihnen 'was bescheeren;
Nicht wahr, Sie nehmen's freundlich an? —

M. Sturm.

Was ist's, das Sie mir geben wollen?

Nettchen nimmt Madam Sturm bei der Hand.

Lohn ist es für die Muttertreu.
Zwang ist es zwar zum Thränenrollen,
Doch liegt der Balsam gleich dabei.

M. Sturm.

Das kann ich nimmermehr errathen!
Das klingt ja wie ein Zauberspruch!

Auguste heimlich ängstlich.

Du wirst mich doch nicht gar verrathen?

Nettchen zu Madame Sturm.

Wohlan! so heben Sie das Tuch!

M. Sturm erstaunt.

Was, Gustchen? das ist dein Ducaten?
Das ist mir wunderbar genug.

Nettchen.

Seht ihr! nun ist Auguste böse.

Sie faßt Augustens Hand.

Machst du mir so das Leben schwer,
Weil ich das Räthsel endlich löse?

Zu Madame Sturm.

Sie selbst gab den Ducaten her.
O, daß ich hoch dich, Mutter, preise!
Die solch ein theures Kind gebar,
Das wie ein Engel zu der Waise
Sich schleicht und seine Gaben leise
Bescheert so zart und wunderbar!
Das Geld hab' ich ihr wechseln müssen,
Damit bezahlte sie das Kleid.
Ich habe lang zu schweigen wissen,
Ob ihr mir gleich das Herz zerrissen,
Doch endlich treibt ihr mir's zu weit.

M. Sturm.

Was hör' ich? aber diesen Zettel,
Den, Nettchen, schrieb doch Ihre Hand.

Nettchen ärgerlich.

Ja freilich schrieb ich diesen Bettel!
Sie wollte ja nicht seyn erkannt! —
Den Namen hab' ich hergegeben,
Indeß ihr still die That gelang.

Auf die Bibel zeigend.

Sie stahl die Freuden sich im Leben,
Ich erntete dafür den Dank.

M. Sturm.

Auguste! und du konntest schweigen?
Indeß ich streng mit dir verfuhr? —
Du wolltest nicht dein Herz mir zeigen,
Ertrugest still die Ahndung nur?

Auguste.

O Mutter! wollst du mir vergeben!
Reich' mir nur freundlich deine Hand.
Sprachst du nicht oft: „Wer recht will geben,
Der gebe still und unbekannt!"

M. Sturm.

Der Waizen fiel auf guten Acker,
Und sproßt mit Freuden himmelwärts!
O meine Tochter! du bist wacker! —
Komm' an mein tief gerührtes Herz!

Die Mutter umarmt Augusten, Catharine küßt ihr die Hand.

Catharine.

Ich sollte nicht den Engel kennen,
Der mir den heil'gen Christ gebracht?
Nicht segnend seinen Namen nennen,
Da er doch liebend mein gedacht?

Nettchen.

Seht ihr! das habt ihr mir zu danken,
Das Räthsel löst' ich euch allein.
Auguste! laß' uns nimmer wanken,
Und treu uns und der Tugend seyn.

M. Sturm.

Und den Ducaten, bis ich sterbe,

Trag' ich als Schmuck, als Amulett;
Und reich' ihn dir als schönstes Erbe,
Auguste, auf dem Sterbebett'!

Auguste.

Ach, Mutter! Nettchen! ach, vergehen
Möcht' ich, vor wonnigem Gefühl.

M. Sturm.

O könnte dies der Vater sehen,
Das wäre seiner Wünsche Ziel.

Die Mutter hält Augusten umschlungen. Hannchen hat die ganze Zeit über in sich versunken an ihrem Tische gestanden, jetzt ergreift sie plötzlich die Bibel, eilt damit in den Vordergrund, und läßt sich vor Augusten auf ein Knie nieder.

Hannchen.

O meine Schwester! sieh', ich nahe
Mich zwar zuletzt, doch liebend dir!
Du warst die Beste, so empfahe
Zum Lohn des Vaters Bibel hier.
Ich weiß, daß Mutter nicht um's Leben
Mir wieder dieses Buch entreißt!
D'rum lass' mich dir es selber geben,
Denn auf dir ruht des Vaters Geist!

Auguste hebt Hannchen auf, und schließt sie in ihre Arme. Die Mutter umschlingt beide Kinder, Nettchen und Catharine stehen auf beiden Seiten, so, daß alle nach dem Vordergrunde gewendet sind, und die Mutter in der Mitte beider Töchter steht.

M. Sturm.

Ich seh' es, Kinder, daß euch beide
Des Vaters edler Geist umschwebt!
O Heil der Mutter, welche Freude
An ihren Kindern hier erlebt!

Die Brand-Hexe.

Ein Mährchen.

„Liebe alte Mutter, weint nur nicht mehr, ich kann „Euch ja nichts weiter geben, als mein Butterbrod „und dieses Töpfchen voll Erdbeeren!" — sagte der kleine Ernst; aber die Alte wollte nicht aufhören zu heulen, und zeigte zitternd auf ihre halb nackten knöchernen Schultern, die kaum von Lumpen bedeckt waren, bis der arme Junge, in der Angst seines Herzens, denn er konnte Niemanden weinen sehen, endlich sich sein Halstuch abband, und es ihr, selbst weinend, um die Schultern hing. — Da wurde sie denn wieder beruhigt, reichte ihm die langfingrichte, dürre Hand, verzog ihr Gesicht zum Grinsen, und sagte mit einer heisern Stimme: „Ich danke dir, mein Kleiner, und „werde dirs gedenken! Dein Tüchelchen ist in guten „Händen; ich werde mich auch abfinden zu seiner Zeit!" und damit hinkte sie, auf ihre Krücke gestützt, waldeinwärts, und verschwand im Gebüsch. — Ernst sah ihr lange nach; aber in die Freude, das alte Weib beruhigt zu haben, mischte sich bald ein Gefühl von Furcht vor dem Empfange der Tante, bei seiner Rückkehr. Denn das Töpfchen voll Erdbeeren, welches er ihr nach Hause bringen sollte, hatte nun das alte

Weib mitgenommen, und auch sein Halstuch, das ihm seine liebe selige Mutter noch auf ihrem Sterbebette geschenkt, und worein sie ihm, zum Andenken an sie, ein Vergißmeinnicht gestickt hatte, weshalb es ihm über alles lieb und theuer war, hatte er nun der alten Bettlerin gegeben. — Er ahnete wohl, daß es einen harten Stand zu Hause setzen würde.

Ernsts Mutter war unlängst gestorben, und der Vater hatte nach dem Tode derselben mit seinen Kindern dieses Landgut bezogen, welches bisher fast unbesucht von ihm geblieben war, wo er aber jetzt seinem Schmerz in ländlicher Stille ruhiger nachzuhängen gedachte. Er besaß zwar nur diesen einzigen Sohn, hatte aber noch ein armes Mädchen, mit Namen Florentine, an Kindesstatt angenommen, und erzog die beiden Kinder wie Geschwister. Jetzt war die Schwester seiner Frau, die Tante Eva, zu ihm gezogen, um ihm seine Wirthschaft zu führen. Sie war auch Wittwe und hatte auch einen Sohn, mit Namen Fritz, der zwar in Ernsts Alter, aber sonst gerade das Gegentheil von diesem war. Ernst, ein froher munterer Knabe, oft sehr wild und kühn, aber niemals frech und boshaft, kannte keine Lüge, umfaßte alle Menschen mit unendlicher Liebe, und war fleißig und gehorsam. Fritz hingegen schien zwar viel sanfter und wohlgezogner, allein er war es nur vor den Augen der Menschen; versteckt und lügenhaft suchte er seine Streiche immer zu verbergen, oder auf Andere zu schieben, war neidisch, und verleumdete, wo er konnte. Die Affenliebe seiner Mutter, die selbst eine böse Frau war,

hatte ihn verzogen, und manche Anlage zum Guten in ihm unterdrückt. Da sie jetzt nun ganz das Regiment im Hause führte, und der betrübte Vater sich wenig um das Hauswesen bekümmerte, sondern nur seinem Kummer still nachhing, so waren Ernst und Florentinchen ganz der Tante Eva überlassen, und mußten viel von ihr und ihrem lieben Fritz leiden, indem alle dummen Streiche, die dieser beging, mit der Strafe dafür auf sie geschoben wurden. Weil nun Fritz viel zu bequem war, um mit Ernsten in den Wald nach Erdbeeren zu gehen, welche der Vater und vorzüglich die Tante sehr gern genossen, so mußte letzterer, auf geheimen Befehl der Tante Eva, den Weg allein machen, um für die ganze Familie die Erdbeeren zur Abendmahlzeit zu holen; und da hatte er denn, als sein Töpfchen schon voll gewesen war, und er nach Hause gehen wollte, die alte weinende Frau im Walde gefunden, der er aus herzlichem Mitleid alles gegeben hatte, was wir bereits gehört haben.

Tante Eva war außer sich, als sie den Knaben so leer zurückkommen sah. Keine Bitte, keine Vorstellung galt, er mußte auf einer scharfen steinernen Thürschwelle zur Strafe niederknieen. Das an eine Bettlerin so muthwillig verschleuderte Halstuch diente freilich dieser Strafe zum Vorwand, allein die Tante würde es *keinesweges vermißt* haben, wenn nur die Erdbeeren dagewesen wären. Daß aber ihr und ihres Fritzchens Appetit für heute Abend ungestillt bleiben sollte, das verdiente schreckliche Strafe, und deßhalb war eigentlich das Knieen auf der Schwelle zuerkannt worden.

Doch Fritz wollte diese Gelegenheit auch benutzen, um seine Rache ebenfalls nehmen zu können.

Ernst war in allen seinen Sachen zu einer strengen Ordnung gewöhnt; in seinem Schränkchen stand alles an seinem gehörigen Platze, und den Schlüssel dazu gab er nie aus seinen Händen. Ein besonderes Fach darin war allen den Sachen gewidmet, die ihm von seiner lieben seligen Mutter übrig geblieben waren, und die er wie Heiligthümer aufbewahrte. Fritzens Sinn stand nun schon lange danach, dieses Schränkchen einmal recht ungestört durchkramen zu können, nur fehlte ihm immer die Gelegenheit dazu; er forderte jetzt mit unverschämter Dreistigkeit von Ernsten den Schlüssel, und wendete sich, da dieser ihn verweigerte, an die Mutter, indem er vorgab, daß er einige Sachen in dem Schranke aufsuchen wolle, die ihm weg gekommen wären. — Tante Eva nahm also dem armen Knaben, der von seiner harten Schwelle nicht aufstehen durfte, den Schlüssel mit Gewalt ab, Fritz öffnete mit höhnischem Gelächter den Schrank, und warf nun alles untereinander, und suchte angeblich nach seinen vermißten Sachen. Ernst glühte vor Scham und Unwillen, als er seine kleinen Heiligthümer so entweiht sah, und weinte heiße Thränen. — Die Tante, die wieder an ihre Geschäfte gehen wollte, sagte endlich ihrem Söhnchen: daß, wenn er nicht mehr Lust haben würde, in dem Schränkchen zu spielen, er dann den Schlüssel an Ernsten zurückgeben, und diesen dann wieder aufstehen lassen könnte! Diese abscheuliche Willkühr, welche die Tante ihrem schadenfrohen Sohne einräumte, empörte

Ernsts ganzes Gemüth, und ob er gleich schon über eine halbe Stunde geknieet hatte, und ihm die Kniee wie Feuer brannten, so sagte er doch mit fester Stimme: „Nein, ich werde nicht eher aufstehen, als bis der Vater kommt!" — „Warte, du verstockter Junge! schrie die Tante, und sprang mit der Schneiderelle auf ihn zu — „ich will dich aufstehen lehren!" — Aber in dem Augenblicke trat der Vater, den Florentinchen zu Hülfe gerufen hatte, in die offne Thüre, auf deren Schwelle sein Kind knieen mußte, und fragte sehr ernst: „Was gibt es denn hier? — und obgleich die Tante und Fritz auf ihn einstürmten, und ihm mit vielen Verdrehungen das Vergehen seines Sohnes vortrugen; so erkannte der Vater doch durch alle diese Lügen Ernsts eigentliche gute Absicht, und sagte finster: „Das Tuch war das Eigenthum des Knaben, und wenn Fritz morgen mit in die Erdbeeren geht, so können sie doppelt so viel nach Hause bringen!" — Mit diesen Worten hob er den Knaben auf, und ging mit ihm in den Garten. Hier ließ er sich von ihm die Sache treu erzählen; schüttelte dann nachdenkend den Kopf, und sagte mit sanftem Vorwurf: „Das Tuch hättest du aber doch nicht weggeben sollen, es war das letzte Geschenk deiner seligen „Mutter, und ich glaubte, es sey dein liebstes Eigenthum!" — als aber Ernst mit nassen Augen hierauf entgegnete: er habe, da er die weinende Frau gesehen, an seine liebe Mutter eben gedacht, und dann sich nicht enthalten können, ihr selbst sein liebes Tüchelchen um die halbnackten Schultern zu schlagen! so drückte der Vater ihm die Hand, und ging nachdenkend auf sein Zimmer.

Unter dem Volke ging aber von jeher die Sage, daß in der Haide, worin die schönen Erdbeeren wuchsen, sich oft ein altes zerlumptes Weib in mancherlei Beschäftigungen sehen lasse. Bald flicke sie ihre Kleider aus, bald sammle sie Kräuter oder Erdbeeren, bald sitze sie weinend als Bettlerin am Wege. Man trug sich mit vielen Geschichten von ihr, erzählte manchen Spuk, den sie veranlaßt habe, und nannte sie, weil die Haide, in der sie sich sehen ließ, der Brand geheissen war, nur immer die Brandhexe. Niemand durfte jedoch diesen Namen dort aussprechen, ohne nicht ihren ganzen Zorn zu reizen. Vor alter Zeit, erzählte man, sey sie nicht in dieser ekelhaften Gestalt, sondern als eine schöne Jungfrau, zur Erdbeerenzeit in diesem Walde umgegangen; sie habe sich aber, seit Ernsts Urgroßvater, der ein sehr wilder Jäger gewesen war, und sie einmal, da sie ihm auf der Jagd erschienen, Brand-Hexe geschimpft hatte, nicht mehr in dieser freundlichen, sondern in der wahren Hexengestalt gezeigt. Ja sie solle damals sogar in ihrem Zorn den Schwur gethan haben, so lange in dieser Verwandlung zur Erdbeerenzeit im Brande zu spuken, und hier alle Nachkommen des Urgroßvaters zu beunruhigen, bis einer von ihnen freiwillig und aus eigenem Herzenstriebe, ihr sein liebstes Kleinod schenken würde.

Ernsts Vater hatte deshalb dies Gut nicht bewohnt; denn wenn er zufällig einmal zur Erdbeerenzeit den Wald betreten hatte, so war allemal die gräßliche Brand-Hexe sogleich bei der Hand gewesen, hatte sein Pferd scheu gemacht, oder war mit offnen Armen auf ihn zugeeilt, um

ihn zu küssen. Nur jetzt war er zu seiner Erholung, und weil er die Einsamkeit suchte, hierher gezogen, weshalb denn auch die Geschichte von der Brandhexe Ernsten bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben war. — Tante Eva wußte aber genug davon, und sendete eben deßhalb den armen Jungen allein in den Brand, weil sie die geheime Hoffnung darauf gründete, die Brandhexe werde, ihrem Schwure getreu, den Knaben jedenfalls verfolgen, und ihn durch Schreck vielleicht tödten. Sie hatte nämlich die sichere Ueberzeugung gefaßt, daß Ernstens Vater sie nun zur zweiten Frau wählen würde, und da sie dessen ganzes schönes Vermögen sich und ihrem Fritz zugedacht hatte, so mußte denn jede mögliche Gelegenheit benutzt werden, die beiden verhaßten Stiefkinder, Ernst und Florentinchen, aus dem Wege zu räumen. Sie war daher sehr aufgebracht, daß die erste Erscheinung der Brandhexe nicht schrecklicher auf den Knaben gewirkt hatte.

Der Vater also schüttelte den Kopf bei Ernstens Erzählung, weil er wohl ahndete, wen sein Sohn im Walde beschenkt habe, und ging schweigend auf sein Zimmer. Auch Ernst schlich traurig nach dem seinigen, um zu sehen, was aus seinem Schränkchen geworden sey. Er fand dort das sanfte Florentinchen, beschäftigt alle Sachen möglichst ordentlich wieder einzuräumen, denn Fritz hatte längst an dem Auskramen keinen Gefallen mehr gefunden, weil der gekränkte Ernst nicht mehr zusehen mußte, und war mit seiner Mutter in den Garten geschlichen, um Vater und Sohn dort zu behorchen. Mit nassen Augen trat er nun an

sein Schränkchen, und streichelte dem guten Florentinchen die Wangen. — „Ach! sagte diese, deine Nüsse hat er dir auch alle hier weggenommen und aufgegessen, und deinen schönen Nußknacker dabei zerbrochen und die Stücken ins Küchenfeuer geworfen. Das brachte Ernsten sehr auf. Er ballte die Fäuste und wollte hinaus, um Fritzen aufzusuchen; allein Florentinchen hielt ihn bittend zurück, und da er ihr nichts abschlagen konnte, so blieb er endlich, und beide Kinder räumten unter heißen Thränen das Schränkchen wieder auf.

Des andern Tages verreiste der Vater auf mehrere Wochen. Er hielt vorher noch mit der Tante eine lange geheime Unterredung, und untersagte ihr ernstlich, den Knaben allein in den Brand nach Erdbeeren zu schikken. Kaum aber war er mit Anbruch des Tages abgefahren, als Tante Eva auch schon vor Ernstens Bette stand, ihn mit harten Worten aufstehen hieß, und ihm befahl: sofort in den Brand zu gehen, und indem sie ihm einen weit größern Topf als den gestrigen mit gab, nicht eher wieder zu kommen, als bis er diesen Topf ganz voll gelesen, und so die gestern verschenkten Erdbeeren ersetzt haben würde; alsdann solle er auch erst das Frühstück bekommen! — Ernst ging traurig fort, und setzte sich, als er in dem Brande ankam, an einen schattigen Ort, und weinte bitterlich, denn ihn hungerte sehr; der Topf, den er voll lesen sollte, war so groß, und sein schöner gestern verbrannter Nußknakker stand ihm auch vor den Augen. Plötzlich hörte er die dichten Gebüsche rauschen, und als er aufblickte, sah er ein schönes freundliches Mädchen vor sich stehen,

die ein Sträuschen Erdbeeren in der Hand hielt, und ihn mit sanfter Stimme fragte: warum er denn weine? Ernst gewann Vertrauen zu den großen blauen Augen, mit denen sie ihn so treuherzig anblickte, und klagte ihr offen seinen Kummer. — „Warte nur, ich will dir Frühstück holen, du armer Knabe!“ sagte das Mädchen, ging ins Gebüsch, und kam bald mit einer goldnen Schaale voll Milch und einem aus zarten Baumzweigen geflochtnen Teller voll Erdbeeren und Mandeln zurück, und bot sie ihm liebreich an. Ernst ließ sich nicht nöthigen, sondern langte zu; das Mädchen eilte indeß mit seinem großen Topfe in den Wald, und brachte ihm denselben, als er sich gesättigt hatte, voll Erdbeeren zurück; dann hieß sie ihn ruhig nach Hause gehen, ehe die Hitze drückend würde, und schenkte ihm, um ihn völlig zu beruhigen, und, wie sie sagte, zum Andenken an sie, einen neuen sehr schönen Nußknacker, der ganz die Gestalt des verlohrnen hatte. Als sie nun von dem erstaunten Knaben freundlich Abschied nehmend sich wandte, und in den Schatten des Waldes sich verlor, und er ihr dankbar nachblickte, so glaubte er zu bemerken, daß sie das weisse Tüchelchen umgeschlagen habe, welches er gestern der Bettlerin geschenkt, und worin seine liebe selige Mutter das Vergißmeinnichtchen gestickt hatte. Eine stille Thräne trat ihm ins Auge, er wußte das Ganze nicht zusammen zu reimen; da ihn aber ein leiser Schauer überlief, so machte er sich auf und eilte froh nach Hause, lieferte zum Erstaunen der Tante seine Erdbeeren richtig ab, und stellte seinen neuen Nußknacker in seiner Stube

unter dem Spiegel auf. Dann suchte er Florentinchen und seinen Vertrauten, den alten Bedienten seines Vaters, Christophel, auf, und erzählte ihnen sein Abentheuer. — Florentinchen hörte ihm mit offnem Munde zu, und konnte nicht genug erfahren; der alte Christophel aber schüttelte bedenklich den Kopf, und versicherte endlich, daß dies jedenfalls die Brandhexe gewesen sey, vor der er sich in Acht nehmen solle, und als Ernst, der diesen Namen zum Erstenmal hörte, neugierig in ihn drang, ihm mehr davon zu erzählen, entdeckte er den Kindern endlich die ganze Geschichte, die wir schon kennen, führte mehrere schaudervolle Beispiele an, wo sie die Leute, die ihren Namen genannt hätten, mit Ruthen aus dem Walde gepeitscht und sie zerkratzt habe, verbot ihnen aber, ja Niemanden etwas davon zu sagen, weil die ganze Sache ein Geheimniß für die Kinder hätte bleiben sollen. Ernstens Herz war voll geheimer Furcht und Wonne. Er wußte nun, er hatte die Brandhexe gesehen, und dieses allgemein gefürchtete Gespenst war seine Freundin. Er hoffte, die Tante würde ihn des andern Morgens auch wieder nach Erdbeeren schicken, und die Stunden des Tages wollten ihm nicht schnell genug entfliehen. — Auch hatten die Erdbeeren, soviel er deren heut immer mitgebracht hatte, wirklich kaum für Fritzchens Appetit hingereicht, und Tante Eva wollte doch auch ihre Erdbeerkaltschale essen. Deßhalb gab sie Ernsten nicht allein für den andern Morgen den gewünschten Auftrag, sondern befahl auch Florentinen, mit zu gehen, und noch einen zweiten Topf voll Erdbeeren einzu-

lesen! — Wer war froher als die beiden Kinder! — sie drückten sich geheimnißvoll die Hände, und eilten am Abend froh in ihre Schlafkammer, um mit dem Tage wieder zu erwachen.

Ernst besah, ehe er sich schlafen legte, noch einmal mit stiller Lust seinen schönen neuen Nußknacker, und sagte endlich wehmüthig zu ihm: „Ach! wenn mir Fritz nur ein Paar Nüsse übrig gelassen hätte, um sie mit dir aufknacken zu können!“ — Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, so fing der Nußknacker von selbst an zu knacken, und aus seinem großen unförmlichen Maule fielen schöne Nüsse und Mandeln heraus. Der erfreute Knabe ließ sie sich anfangs trefflich schmecken, als aber der Nußknacker immer fort arbeitete, und gar nicht aufhören wollte, und er endlich befürchten mußte, daß die Tante, die mit ihrem Fritz in der Nebenstube schlief, durch das starke Knacken aufmerksam gemacht werden und hereinkommen möchte, so bat er den Nußknacker dringend, doch nur endlich einmal aufzuhören! worauf dieser auch sofort seine Arbeit einstellte, und wieder ganz unbeweglich stehen blieb.

Der Morgen graute kaum, da pochte Ernst schon an Florentinchens Kämmerchen, und als ihm diese leicht wie ein Reh entgegen sprang, so ging es mit flüchtigen Schritten dem Brande zu. Florentinchen faßte schüchtern Ernstens Hand, als sie in die Schatten des Waldes traten, er aber redete ihr Muth ein, ob ihm gleich das Herz selbst klopfte, und beide Kinder sahen sich mit spähenden Blicken nach der Erdbeerjungfrau um. — „Wenn sie nur heute zu Hause seyn wird?“

sagte Florchen. — „Ich denke wohl, entgegnete Ernst, sie wird wohl glauben, daß wir kommen!“ — und in diesem Augenblicke schritt auch die schöne Jungfrau ihnen auf dem einsamen Rosenwege freundlich entgegen. Sie trug heut ein hellgrünes blätterartiges Kleid, einen Kranz von blühenden Erdbeeren in den Haaren, und um ihre Brust das feine weisse Tüchelchen mit dem Vergißmeinnichtchen zierlich geschlagen. — Die Kinder stutzten erst; da sie aber so hold lächelte, und ihnen mit unnennbarer Anmuth die schönen Hände entgegen reichte, so liefen sie mit offnen Armen auf sie zu, und liessen sich willig von ihr zu einer alten Eiche hinführen, unter deren Schatten die goldne Schaale mit Milch, und die grünen Fruchtteller schon bereit standen. — „Seht ihr wohl, meine lieben Kinder, daß ich euch erwartet habe, und bin ich nicht besser, als die Tante? — mit diesen Worten setzte sie sich mit den Kindern auf das Moos nieder, und hieß sie sich satt essen. — Ernst schaute sie bewundernd an; als er aber das Tüchelchen mit dem Vergißmeinnicht erblickte, gingen ihm vor unaussprechlicher Sehnsucht nach der lieben seligen Mutter die Augen über. Die Jungfrau aber lächelte ihm sanft zu, und streichelte ihm die Wangen, bis er endlich mit kindlicher Unbefangenheit zu ihr sagte: „Du bist so wundergut und schön, ist es denn wahr, was mir der alte Christophel gesagt hat, daß du die Brandhexe bist?“ — Da wurde die Jungfrau furchtbar ernst, sah den erschrockenen Knaben mit funkensprühenden Blicken an, und sagte gebieterisch: „Unbesonnenes Kind, was sprichst du für einen ab=

scheulichen Namen aus; wage nicht mehr mich also zu nennen, wenn dir meine Gunst werth ist!" — als aber hierauf die Kinder erschrocken zu weinen anfingen, fuhr sie milder fort: „Ich weiß es wohl, ihr habt keine Schuld daran; drum will ich euch sagen, wie ich heisse und wer ich bin. Mein Name ist Fragaria *), und der Zauberinnen Größte, die uralte und dennoch immer jugendlich schöne Rutan ist meine Mutter. Wenn ihr größer und klüger seyn werdet, und eure Herzen rein erhalten habt, wird sie auch euch die Wunderzeichen in ihrem Zauberbuche erklären, und ihre Nähe werdet ihr überall leicht erkennen, wann ihr dann ihren Namen rückwärts zu lesen versteht. Die vielen Kinder, die sie hat, sendet sie sorgsam aus, um in ihrem großen Reiche zu wirken und zu schaffen. Mir hat sie die Sorge für die zarten Erdbeerpflanzen in diesem Walde anvertraut. Meine Reisegefährtin ist die Nachtigall, ich komme mit ihr, und wecke meine Kinder, die im Moose schlummern, und pflege sie, wenn sie blühen und Früchte tragen, und heisse sie wieder schlafen gehen, wenn die Früchte gepflückt sind, und eile dann zu andern Geschäften im großen Reiche meiner Mutter. Wie ihr mich jetzt seht, so ist meine wahre Gestalt, und die Menschen nannten mich sonst immer die gute Erdbeer-Elfe. Dein Urgroßvater aber, dem ich einstmals auf der Jagd allhier begegnete, und zur Erquickung ein Bündchen frischer Erdbeeren bot, schimpfte mich zuerst mit jenem abscheu-

---

*) Fragaria heißt nach Linné eine Erdbeerstaude.

lichen Namen, weil ich ihm ein armes Rehchen verjagt haben sollte, das er zu tödten gedachte. Und da seine wilden Jagdgesellen diesen Namen jubelnd wiederholten, so schwur ich im Zorn: von Stund an jeden hart zu züchtigen, der diesen Namen hier aussprechen würde, und alle Nachkommen deines wilden Vorfahren in einer ekelhaften Gestalt hier so lange zu beunruhigen, bis mir einer von ihnen, trotz meiner Verwandlung, freiwillig sein liebstes Kleinod schenken würde! — und hierauf verwandelte ich mich auf der Stelle in jenes alte ekelhafte Bettelweib, und jagte deinen Urgroßvater und seine erschrockenen Jagdgefährten mit meiner Krücke zum Walde hinaus! — Du aber, mein süßer Knabe, hast mich wieder versöhnt! du hast mir, ohne mich und meinen Schwur zu kennen, aus Mitleid in jener scheußlichen Verwandlung das Liebste, was du hattest, das Tuch von deiner herrlichen Mutter geschenkt. Ich werde es dir zum Andenken tragen, bis ich es, in der glücklichsten Stunde deines Lebens, mit einem kostbaren Geschenk einst dir wiedergeben kann, und werde von nun an allen guten Menschen, wie sonst, wieder in dieser meiner wahren Gestalt erscheinen! —"

Die Kinder waren zutraulich geworden, und fragten die gute Elfe noch um Vieles, die auch liebreich auf alles Antwort gab, und den Kindern immer neue süße Früchte vorsetzte, bis Ernst endlich daran dachte, daß es Zeit sey, nach Hause zurückzukehren, und daß sie noch keine Erdbeeren eingesammelt hätten. — Fragaria lächelte, als die beiden Kinder erschrocken aufsprangen und nach ihren Töpfen griffen, denn diese

standen längst mit den schönsten Erdbeeren gefüllt. Freundlich hieß sie die erfreuten Kinder nun nach Hause gehen, und gab ihnen die goldene Schaale zum Geschenk mit. —

Aber Tante Eva machte garstige Augen, als sie die kostbare Schaale erblickte, und ihr die Kinder offenherzig erzählten, wer sie ihnen geschenkt hatte. — „Wartet nur, dachte sie, wenn das so ist, dann sollt ihr mir nicht mehr in die Erdbeeren gehen!“ — Sie beredete sich hierauf mit ihrem Fritz, und als der andere Morgen anbrach, so mußten Ernst und Florentinchen zu Hause bleiben, und Fritzen traurig nachsehen, der voll gieriger Erwartung dem Brande zueilte. — — Aber es dauerte keine Stunde, so hörte man ihn schon von weitem mit Geheul und Geschrei zurückkommen. — Ernst lief ihm besorgt entgegen, und erschrack, wie er Fritzens Gesicht von Angst und Entsetzen entstellt sah. Da sich aber beide Knaben auf einem Brückchen begegneten, welches über einen tiefen Bach führte, und Fritz seine Wuth doch gern an jemand auslassen wollte, so stieß er den armen Ernst, als dieser ihn mitleidig fragte, was ihm denn wiederfahren wäre? — in den Bach hinab, eilte nach Hause, und erzählte heulend seiner erschrocknen Mutter: wie er in den Brand gekommen sey, und, weil er keine schöne Jungfrau gesehen, die Brandhexe laut bei ihrem Namen geruft habe, worauf denn plötzlich ein altes abscheuliches Weib, wie eine Katze, auf ihn zu gesprungen wäre, und ihn mit einer Krücke jämmerlich zum Walde hinausgeprügelt hätte.

Die Mutter schlug die Hände jammernd über dem Kopf zusammen, und als eben auch Ernst mit triefenden Kleidern ins Zimmer trat, der sich allein mühsam aus dem Wasser wieder heraus geholfen hatte, so fuhr sie wüthend auf diesen los, und schrie: „In welchem Loche hast denn du wieder gesteckt? — ergriff ihre Elle und schlug, ohne den armen Jungen anzuhören, unbarmherzig auf ihn los, weil sie ihn eigentlich für die Ursache von Fritzens Unfall hielt; und als Florentinchen und der alte Christophel bei dem Lärmen herbeieilten, und Einhalt thun wollten, so bekam erstere auch ihre Tracht Schläge mit der Elle, und letzterer wurde mit einer Ohrfeige zur Thür hinaus verwiesen, beide Kinder aber, nachdem sie viel Schläge bekommen hatten, auf ihre Stuben verbannt.

Ernst war außer sich! — die schändliche Behandlung der Tante hatte ihn fast zur Wuth gebracht, und weil er sehr erhitzt gewesen war, als ihn Fritz ins Wasser gestoßen hatte, so zitterte er gewaltig am ganzen Körper. Verzweiflungsvoll riß er die nassen Kleider vom Leibe, und warf sich erschöpft ins Bette, wo ihn ein ungeheurer Fieberfrost überfiel. — Die Tante fragte nicht nach ihm, und schickte ihm das Essen auf die Stube. Als aber der alte Christophel ihr am andern Tage meldete, daß Ernst bewußtlos daliege, und in der Fieberhitze bisweilen schrecklich irre rede; so wurde ihr doch, des Vaters wegen, Angst; sie besuchte den Knaben selbst, und fand ihn freilich sehr krank. Nun wurde einstweilen nach Gutdünken in die Hausapotheke der Tante gegriffen, weil aber die Krankheit immer

zunahm, endlich nach mehreren Tagen doch ein Wagen nach dem Arzte geschickt. Dieser zuckte die Achseln, gab zwar einige Medicin für den Kranken, erklärte jedoch bei seiner Abreise, daß er hier zu spät gekommen sey, und nichts mehr zu hoffen wäre! — — Im Anfang erschrack die Tante zwar über die Worte des Arztes, weil sie sich vor dem Vater fürchtete, der den Knaben unsäglich liebte, allein es war ihr eigentlich gerade recht, daß der verhaßte Stiefsohn noch eher begraben werden sollte, als das Trauerjahr vorüber war, und der Vater sie zur zweiten Frau verlangen würde. Sie sendete diesem, um scheinbar alles Mögliche gethan zu haben, zwar einen Boten, der ihm die Nachricht von der tödtlichen Krankheit seines Sohnes hinterbringen sollte, schnitt aber, indem sie laut ein Sterbelied sang, mit geheimer Freude schon das Sterbehemde zu, und verhieß ihrem Fritz alle die hübschen Sachen, die Ernst hinterlassen würde.

Der arme Ernst lag indeß verlassen auf seinem Bettchen, denn die Tante hatte alle Welt von ihm entfernt, um ihn, wie sie sagte, ruhig sterben zu lassen. In trockner Hitze brannten seine Glieder, der Puls flog und hob das Herz gewaltig empor, und die rothen heißen Augen standen weit offen, und wollten sich nicht zum erquickenden Schlummer schließen. — Da fing leise eine Stimme an süße Lieder zu singen, und es war ihm, als hörte er *seine liebe selige* Mutter ihn mit den alten bekannten Wiegenliedern wieder in den Schlaf lullen, und so wie die Töne sanft in sein Ohr zogen, so schlug das arme kleine Herz auch ruhiger, die heißen Augen schlossen sich, und ein süßer Schlaf umfing ihn.

Die Tante, die eben am Zimmer vorbei ging, vernahm den leisen Gesang, schlich sich zur Thüre, und sprang mit Einem Mahle rasch ins Zimmer, um den unberufnen Sänger zu überraschen. Allein sie fand das Zimmer leer, der Gesang schwieg, und sie erblickte nichts, als daß bei ihrem Eintritt der Nußknacker so eben das große Maul zumachte. — Es war ihr unbegreiflich; da sie indeß Ernsten mit geschloßnen Augen und unbeweglich daliegen sah, so meinte sie, er sey wohl so eben gestorben, und eilte ihrem Fritz diese Nachricht zu hinterbringen. Dieser konnte sich denn auch nicht enthalten, sich so fort in Besitz von Ernstens Sachen zu setzen, schlich sich heimlich auf dessen Zimmer, und da ihm der schöne neue Nußknacker zuerst in die Augen fiel, so griff er denn vor allem nach diesem. Allein kaum hatte er ihn in die Hände genommen, so biß ihn der Nußknacker so in die Finger, daß das Blut heraussprützte; Fritz schleuderte ihn erbärmlich schreiend von sich, und stürzte zur Thür hinaus; der Nußknacker aber stellte sich ernsthaft wieder auf seinen Posten.

Mittlerweile war der Bote, welcher die Trauernachricht bringen sollte, bei Ernstens Vater angekommen. Der arme Mann warf sich erschrocken zu Pferde, und da er eine starke Tagereise zu machen hatte, so suchte er alle näheren Wege zu gewinnen. Deshalb wählte er auch diesmal den Weg durch den Brand, der viel näher nach dem Schlosse führte, ob er ihn gleich sonst gern vermied. Aber das Pferd schnaufte, als er dem Walde näher kam, und wollte nicht hinein, doch

gab er ihm die Sporn und sprengte vorwärts. Als er nun aber zu der Stelle kam, wo ihm die Brand-Hexe immer erschienen war, wollte das Thier nicht weiter, und bäumte sich gewaltig, da er es antrieb, und würde sich gewiß mit ihm überschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblicke die schöne Erdbeer-Elfe ihm aus dem Gebüsch zu Hülfe gesprungen wäre, und das Pferd beim Zügel nieder gezogen hätte, worauf es wie ein Lamm stehen blieb. Sie grüßte ihn dann gar freundlich, reichte ihm ein Büschelchen schöner Erdbeeren, und sagte: „bringe sie deinem kranken Sohne, er wird genesen!“ — Mit diesem Trost im Herzen jagte der Vater weiter, und sprengte so eben in den Hof, als Fritz mit blutendem Finger seine Mutter aufsuchte. Die Tante aber war dem Vater angstvoll entgegengelaufen, um ihm, mit verstellter Theilnahme, die sichere Nachricht von Ernstens so eben erfolgtem Ableben zu hinterbringen; allein der Vater eilte schweigend an ihr vorbei, und auf das Krankenzimmer, und als er bekümmert an Ernsts Bette trat, so schlug dieser die klaren Augen wieder auf, und streckte dem Vater freundlich die Arme entgegen, und als ihm dieser die Erdbeeren reichte, rief er erfreut aus: „Ach! die sendet mir Fragaria, die werden mich wieder gesund machen!“ — Kaum hatte er auch die schönen Früchte mit großem Appetit genossen, so ging, zum Leidwesen der Tante, die Genesung mit raschen Schritten vorwärts, und noch heute konnte er das Bette wieder verlassen.

So bald sich der alte Christophel mit seinem Herrn

allein sah, erzählte er ihm alles, was vorgefallen war, und vorzüglich gar Vieles von der Bosheit der Tante Eva. Der Vater konnte dies kaum glauben, hörte auch nur mit halben Ohren auf Christophels Erzählung, denn er suchte ängstlich etwas in seinem Schreibepulte, was er nicht finden konnte. — Dies war nämlich das Miniaturgemählde seiner Gattin, welches sehr ähnlich und reich in Brillanten gefaßt war. Er hatte es in einem geheimen Fache aufgehoben, und wollte bei dem Wiedergeschenk seines Kindes einmal das liebe freundliche Gesicht auch wieder anschauen; allein das Bild war verschwunden. Er ließ die Tante rufen, doch auch sie wußte nicht, daß jemand während seiner Abwesenheit auf seinem Zimmer gewesen wäre, gab ihm aber sogleich den Rath, die Sachen eines jeden Hausbewohners in seiner Gegenwart eiligst durchsuchen zu lassen. Dies geschah, und zum Erstaunen des Vaters wurde, zwar nicht mehr die kostbare Einfassung, wohl aber das Bildchen selbst, und die Haarschnur, woran es gehangen hatte, in Florentinchens Kommode versteckt gefunden. Das erschrockne Mädchen betheuerte zwar ihre Unschuld, wurde aber, bis die Sache näher untersucht seyn würde, einstweilen eingesperrt. Die Tante unterließ indeß nicht dem Vater noch manches Verdächtige von Florentinchen zu hinterbringen, sprach viel von dem gewöhnlichen Undanke solcher angenommenen Kinder, und rieth dem Vater, um alles Aufsehen zu vermeiden, das Mädchen im Geheim wieder aus dem Hause zu schaffen; wozu denn auch dieser nicht übel Lust hatte.

Es war dies aber auch wieder ein fein angelegtes Plänchen der lieben Tante. Denn da sie Ernsten schon durch den Tod los zu seyn glaubte, so sollte nun auch Florentinchen auf diese Weise aus dem Hause entfernt werden. Sie selbst aber hatte dem Vater das Bild entwendet, die Brillanten zwar für sich behalten, das Uebrige hingegen in Florentinchens Sachen versteckt, wo sie es denn natürlicher Weise leicht zu finden wußte.

Es war Abend geworden; der Vater saß verdrüßlich auf seinem Zimmer, und suchte Ernsten zu beruhigen, der weinend für Florentinchen bat, und ihre Unschuld auf seinen Knien betheuerte; — als plötzlich das Zetergeschrei der Tante das ganze Haus zusammen rief. Man eilte nach Ernstens Zimmer, woher es zu kommen schien, und fand hier die Tante mit dem Nußknacker im Kampfe. Sie hielt einen Brief und eine Stange Siegellack in den Händen, der Nußknakker aber hatte mit seinem großen Maule sowohl beide Hände als auch den Brief festgepackt, war stärker als die Tante, und hielt sie trotz alles Sträubens fest. Der Vater mußte über diese närrische Scene laut lachen; Ernst aber trat besorgt hinzu, und hatte auch kaum den Nußknacker berührt, als dieser die Tante fahren ließ, den Brief jedoch immer noch nicht hergeben wollte. Da aber die Tante diesen durchaus habhaft zu werden und ihn dem Nußknacker mit Gewalt zu entreissen suchte, so ging das Couvert entzwei, und die brillantne Einfassung des Bildes fiel heraus. Die Tante hatte nämlich die kostbaren Steine einer vertrauten Freundin zum Verkauf zusenden, und diesen

Brief in Ernstens einsamem Zimmer zusiegeln wollen, als der grobe Nußknacker zugepackt und sie fest gehalten hatte. — Trotz alles Sträubens der Tante nahm der Vater den Brief in Empfang, den der Nußknakker auch sogleich fahren ließ, als der Vater darnach griff, und lernte nun daraus die Tante hinlänglich kennen. Er verhörte seinen treuen Christophel noch einmal, und ließ dann der Tante höflichst durch ihn sagen: sie möchte die Güte haben, sich morgen mit dem frühsten nebst ihrem Sohne aus seinem Schlosse zu entfernen! — Wer war froher als Ernst und Florentinchen! — Die Tante saß auch schon mit ihrem lieben Fritzchen vor Anbruch des Tages im Wagen, und eilte, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, beschämt von dannen; sie hatte sichs jedoch nicht versagen können, die goldne Schaale, welche Fragaria den Kindern geschenkt, mitzunehmen, und hielt sie wohl eingewickelt auf dem Schooße. Als aber ihr Weg sie durch den Brand führte, so kniff sie in schrecklicher Furcht die Augen fest zu, indeß Fritz sich auf den Boden des Wagens legte; weil aber nichts vorfiel, und der Fuhrmann endlich meldete, man habe das Ende des Waldes erreicht, so blickten beide scheu, jedoch froh wieder auf. — In diesem Augenblick aber trat die schöne Erdbeer-Elfe an den Wagen, und reichte ihnen lächelnd ein Büschelchen Erdbeeren hinein. Mutter und Sohn bedankten sich freundlichst, fuhren weiter, und bekamen bald großen Appetit auf die schönen Früchte; sie hatten aber kaum hineingebissen, als sie statt der Erdbeeren den ganzen Mund voll stinkender Mistkäfer

hatten, die sie gar nicht wieder los werden konnten, und statt der goldnen Schaale eine ungeheure Kröte der Tante auf dem Schoße saß, und gelassen zum Wagen hinaus hüpfte. —

So war nun zwar die böse Tante aus dem Hause, und hinter ihr der Friede wieder eingezogen; zwar hatte Ernst dem Vater von der Erdbeer-Elfe und ihrer Wiederversöhnung viel Erfreuliches erzählt; allein dem Vater war es doch unheimlich hier zu Muthe, und er befahl auch aufzupacken, und reiste mit den beiden Kindern wieder nach der Stadt zurück. Ernst sah seine Freundin, die liebliche Fragaria, nicht wieder, desto höher hielt er den Nußknacker, als ein theures Andenken von ihr, und erkannte wirklich auch täglich mehr den Werth dieses Geschenks. Wenn Ernst des Tages über fleißig und gut gewesen war, so knackte ihm Abends der Nußknacker ungeheissen süße Nüsse und Mandeln auf; dagegen blieb er still und unbeweglich stehen, wenn Ernst sein Tagewerk nicht ordentlich vollendet hatte. Er nannte deßhalb auch diesen Freund immer sein kleines Gewissen, und bestrebte sich recht eifrig, seine stete Zufriedenheit zu verdienen, weniger wegen der süßen Früchte, die er ihm gab, als weil er gewiß glaubte, Fragaria wirkte im Geheim durch ihn, an deren Liebe ihm so viel gelegen war.

So wuchs nun Ernst heran, und bezog als ein hoffnungsvoller Jüngling die Universität. Doch auch hier begleitete ihn sein treuer Freund der Nußknacker.— Es fand sich hier manche Gelegenheit zur Unterstützung eines unbemittelten Freundes, zur Wiederauf-

helfung einer verarmten Familie, zum Ankauf eines theuren herrlichen Buchs, und Ernst hätte auch gern keine derselben unbenutzt vorübergehen lassen, allein die Kasse wollte nicht immer zureichen. Da half denn auch wieder der Nußknacker aus; denn wenn Ernst zu einem solchen guten Zwecke eine Summe Geldes brauchte, so waren in den Nüssen und Mandeln, die das kleine Gewissen am Abend eines gut verlebten Tages ihm aufknackte, statt der süßen Kerne, blanke Dukaten vorhanden. Dagegen aber blieb er unerbittlich, wenn sein Herr zu einer unerlaubten Ausgabe vielleicht Geld von ihm verlangte.

Ernst benutzte seine Zeit vortrefflich, und kam endlich mit vielen Kenntnissen und reinem Herzen von der Universität zurück. Er ward die Freude seines Vaters, der Stolz seiner Freunde und die Hoffnung des Vaterlandes. Er stieg rasch von einem Posten zum andern, und obgleich die reichsten und schönsten Töchter des Landes sich, mit manchem stillen Wunsche, nach dem so ausgezeichneten jungen Manne umsahen, so wählte er sich dennoch Niemand anders zur Gattin, als sein liebes Florentinchen, die indeß zu einer schönen sittsamen Jungfrau herangewachsen war, und die ihm der Vater denn auch mit Freuden zuführte.

Als sie nun ein Jahr verheirathet waren, besuchten sie einmal den alten Vater, der wieder aufs Gut hinausgezogen war. Und als Ernst eines Morgens ganz früh, es war um die Zeit der Erdbeerenblüthe, einmal im Fenster lag, und über die blühenden Gefilde nach dem alten Brande hinschaute, dessen dunkle Wipfel

sich im Gold der Morgensonne wiegten, und an so manches Theure dabei dachte: so war es ihm, als erhöbe sich aus dem Walde ein großer Vogel, und käme zu ihm hergeflogen, und als er näher kam, sah er, daß es ein großer schwarzer Storch war, der in seinem feuerfarbenen Schnabel etwas Schweres trug, und sich gerade auf das Dach des Schlosses damit niedersetzte. Und als nun Ernst, um zu sehen, was er denn bringe, hinaus gehen, und sich durch das Schlafgemach schleichen wollte, wo er Florentinchen noch schlummernd glaubte; so trat ihm diese, als er es leise öffnete, schön wie der Maimorgen entgegen, und hielt ein wunderschönes Knäblein an ihrer Brust, das ihr der große Storch so eben gebracht hatte, und als sie es mit himmlischem Lächeln ihrem Ernst in die Arme legte, und er entzückt seine Lippen auf des Kindes kleinen Rosenmund drückte, erkannte er in der feinen Windel, worein das Kind gewickelt war, das Tüchelchen von seiner lieben seligen Mutter mit dem Vergißmeinnichtchen, und unter demselben mit goldner Stickerei den Namen:

Fragaria.

Der Geburtstag der Mutter.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Personen.

Madame Stern, eine reiche Kaufmanns-Wittwe.
Seraphine, ihre Tochter.
Wilhelmine Flohrberg, ihre Nichte und Pflegetochter.
Moritz, deren Bruder, Pflegesohn des Forstmeisters Wild, Bruders der M. Stern.
Anna, Wilhelminens alte Amme.
Babeckan, eine Zigeunerin.

Das Stück spielt in Westphalen, theils im Hause, theils im Garten der Madame Stern.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer bei Madame Stern. An der Wand hängt ein weibliches Brustbild.

Anna und Seraphine.

Erstere räumt das Zimmer auf, indeß letztere mit einem verdeckten Körbchen hereinkommt.

Seraphine.

Sachte! Anne! Sachte, daß wir die Mama ja noch nicht erwecken!

Anna. Nun mein Himmel! ich schleiche ja wie ein Gespenst umher, und spreche so leise, daß ich mich selbst kaum verstehe.

Seraphine. O! ich kenne ja wohl deine Art! Aber die Mama darf nicht eher erwachen, bis wir hier alles geordnet haben.

Anna. Werde ich sie denn aufwecken? Krähe ich denn etwa wie ein Hahn, und schreie die Leute aus dem Schlafe? — Wahrhaftig, Mamsellchen, mit Ihnen ist man recht übel dran! nimmermehr kann man bei Ihnen Rede gewinnen. Fängt man einmal an zu sprechen, so heißt es gleich: „Sey nur stille, Anna! ich weiß schon!“ Ja, Sie wissen aber nichts, und ich möchte auch nicht still seyn, denn die liebe Sprache ist eine Gottesgabe, und steht mir höher wie's tägliche Brod. Da lobe ich mir das gute Minchen, die hält doch meine Worte werth, und hört mir immer gern zu; aber ich habe ihr auch das Sprechen gelehrt.

Seraphine. Laß' es nur gut seyn, Anna! und schilt nicht! Schone deine Lunge zu den Geburtstags-Gratulationen für die Mama.

Anna. Spotten Sie nicht! ich habe mir meine Worte zierlich ausgedacht, komme auch nicht mit leeren Händen, sondern habe die Nacht hindurch an einer Torte gebacken, die ihres Gleichen sucht. — Lassen Sie doch aber sehen, womit Sie die Mama heut anbinden werden.

Seraphine. Sie deckt das Körbchen auf, nimmt folgende Sachen heraus, und legt sie auf den Tisch. So tritt näher! Sieh dies schöne Kleid, ich habe es eben

von der Messe mitbringen lassen. Kannst du rathen, wie viel es kostet?

Anna. Doch wohl baare zehn Thaler.

Seraphine. Weit gefehlt! es kostet sechs Dukaten.

Anna, es betrachtend. Ach! das ist erschrecklich viel! Aber das Zeug ist wie Spinnweben! wie eitel Spinnweben! Als ich noch jung war — —

Seraphine, einfallend. Sey nur ruhig, und sieh ferner diesen Pilgerhut, nach der neuesten Mode.

Anna, lachend. Ei potz tausend! der ist ja von lauter Korkstöpsel.

Seraphine. Das verstehst du nicht! er ist theuer, und deßhalb auch gewiß sehr schön. Endlich sieh, dieses große prächtige Bouquet von Pariser Blumen. Sehen sie nicht schöner aus als natürliche?

Anna. Viel natürlicher! Nun da kann die Mama lachen! Was der Deutsche nicht alles ums Geld macht. Ja! ja! ich sage immer — —

Seraphine, einfallend. Du sagst falsch, denn alles dies ist keine deutsche Waare; wir tragen nur französische oder englische Arbeit. Dem Himmel sey Dank, daß jetzt Friede ist, und man fremde Sachen wieder haben kann. Aber meine Kasse ist auch recht erschöpft, und fast das ganze schöne blanke Gold ausgegeben.

Anna. Das will ich glauben! Haben Sie denn aber gar nichts selbst zum Angebinde für die liebe Mama gearbeitet? Ich denke immer, was Kindes eigne Hände machen, das —

Seraphine, einfallend. Denke was du willst! ich konnte unmöglich! die schönen neuen Romane haben meine ganze Zeit ausgefüllt. Ueberdies besaß ich ja Geld genug zum Kaufen. — Ja, wer so arm ist wie Minchen! — — Was die nur aber für die Mama gearbeitet haben mag? Bis tief in die Nacht sah ich immer Licht auf ihrem Zimmer.

Anna. Wer weiß denn? — Das fleißige Kind geht immer spät zu Bette, und steht früh wieder auf. Heut sah ich sie vor Sonnen=Aufgang schon in den Garten gehen.

Seraphine. So früh schon? — Ich begreife das Mädchen gar nicht, aber man hat wirklich seine rechte Plage mit ihr. Nirgends hat sie Ruhe, und immer ihre eignen Grillen. Lach' ich, so weint sie! will ich ausgehen, so hat sie zu arbeiten. Ich bin Minchen von Herzen gut, aber dieses Wesen ist mir doch höchst fatal.

Anna. Ach! das arme Kind hat wohl manchen Kummer und manche Sorge, die es allein tragen muß.

Seraphine. Sorgen und Kummer? Ich bitte dich! was fehlt ihr denn hier bei uns? hat sie nicht alles vollauf?

Anna. Das wohl! aber ihr fehlen doch immer ihre Eltern. Soll sie nicht trauern, da sie nicht weiß, wo diese sind? *ist sie nicht* fast eine arme verlaßne Waise?

Seraphine. Verlassen doch nimmermehr! haben wir nicht sie und dich in unserm Hause aufgenommen, als ihre Mutter davon ging?

Anna. Sagen Sie doch lieber gar: davon lief!

Mein Gott! die arme Frau; ist sie nicht aus purer reiner Liebe in die Welt gegangen, um ihren unglücklichen Mann aufzusuchen?

Seraphine. Mama sagt: sie hätte es können bleiben lassen. — Aber ich will schweigen. Minchen ist doch nicht verlassen: sie hat einen Bruder; ich habe keinen. — Was war das gestern nicht für ein Lärmen, als der junge Herr ankam! Vor lauter entsetzlicher Freude vergaß man mich ganz und gar, und ließ mich stehen.

Anna. Du liebe Zeit! die Geschwister haben sich ja lange nicht gesehen! — Freilich, der Moritz ist schon ein bischen wild; er wird wie sein Pflegevater, der alte Forstmeister. Aber es ist doch ein herzensguter Junge.

Seraphine. Er bleibt doch ein ungezogener Mensch! denke nur, er nannte mich im ersten Augenblicke gleich: Du! Alles hat er in den Händen, von jedem Gerichte ißt er zweimal, und dann, die garstige Wirthschaft mit seinem ekelhaften Pudel.

Anna. Wenn die Kinder wachsen, so schmeckt das Essen, und wenn er: Du! gesagt hat, so meint ers wohl gut; und der Pudel — — —

Seraphine, einfallend. Er soll mich aber: Sie! nennen; ich wills ihm schon sagen, daß er der Ruthe noch nicht entwachsen ist. Wahrhaftig, ich wollte, die beiden zärtlichen Geschwister wären heut nicht hier! Denn der ungezogene Knabe, der einem niemals Ruhe läßt, und Wilhelmine mit ihren trüben sehnsüchtigen Augen, die stören einem die ganze Freude.

Anna. Seyn Sie doch billig, Mamsellchen! und

lassen Sie das Kind gehen. Ist denn Minchens Mutter nicht die Zwillings-Schwester Ihrer Mama? Ist denn nun heut nicht der Geburtstag von beiden? Je mehr Sie Sich freuen, und der Mama in die Arme fallen, um desto mehr muß Minchen wohl weinen, denn sie weiß ja nicht, wo ihre liebe Mutter ist. Ach! wenn ich bedenke, wie froh sonst dieser Tag gefeiert wurde, und wie ich das letzte Mal heut vor fünf Jahren zwei schöne große Kuchen gebacken hatte! —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelmine und Moritz.
Er trägt ein Körbchen mit Blumen.

Wilhelmine. Guten Morgen, Seraphinchen! Guten Morgen, Mutter Anne!

Anna reicht ihr die Hand.

Moritz. Guten Morgen, fein Mühmchen! So früh schon auf? Der Onkel sagte: Ihr schlieft hier bis spät in den Tag! aber ich will ihn Lügen strafen.

Seraphine. So früh tagts freilich nicht immer bei uns. Was sollen wir auch so zeitig auf? Wir Frauenzimmer in der Stadt ahmen nicht gern den Hühnern auf dem Lande nach.

Moritz. Sieh da! Dein Züngelchen scheint ja recht spitzig! Doch dir, mein kleines Mühmchen, verzeiht man das.

Seraphine. Wie kann ein Knabe, wie Sie, mich Du! nennen wollen? Da ich Sie: Sie! geheissen habe, so bitt ich mir das Sie zurück.

Moritz. Da hast du's! nimms! ich mags nicht haben. Ich behalte das Du! — Nenne du mich mei-

nethalben Ihro Gnaden! — Ich heisse dich Du! denn ich bin dir gut. Heisse ich doch meinen Pudel nur Sie! wenn er ungezogen gewesen ist.

Seraphine. Pfui! mich mit einem Pudel zu vergleichen!

Moritz. Ei! das wäre auch keine Schande! der Pudel ist gar klug und treu, und ist mein Freund! Ich wollte du dächtest nur wie mein Pudel, dann würdest du mich recht lieb haben.

Seraphine, sich zu Wilhelminen wendend. Dein Bruder ist sehr unartig, aber man muß doch fast über ihn lachen.

Wilhelmine. Habe Geduld mit ihm! Er ist freilich von unserm Onkel etwas frei erzogen, aber dennoch der beste Knabe auf der Welt.

Seraphine. Ich wills glauben. Du hast mich aber heut recht lange hier auf dich warten lassen.

Wilhelmine. Ich habe im Garten die Sonne aufgehen sehen, und dabei mein Morgengebet verrichtet.

Moritz. Und ich habe ein Körbchen voll Blumen für die Frau Muhme gepflückt.

Seraphine. Geht mir mit euren Blumen! in wenig Stunden sind sie welk und werden weggeworfen. Seht die meinigen hier, die verlieren ihre Schönheit niemals. Sie zeigt auf die Pariser Blumen.

Moritz, nachdem er sie angefühlt. I! das sind ja einfältige papierne Dinger! Die haben ja weder Morgenthau noch Duft. Wer hat dich denn damit betrogen? Fort mit dem Zeuge!

Er entreißt sie ihr, und will sie zum Fenster hinaus werfen.

Seraphine, hält ihn auf. Halt! halt! meine schönen theuren Blumen.

Moritz, reicht ihr sein Blumenkörbchen. Da! nimm diese herrlichen frischen Blumen dafür! ich hole für die Frau Muhme sogleich andere.

Seraphine. Ich mag die nassen Blumen aber nicht haben! Behalten Sie sie für Sich! Die meinigen kosten schweres Geld.

Wilhelmine. O! gib sie wieder, Moritz!

Moritz, gibt sie zurück. Meinetwegen, nimm deine papierne Alfanzerei! Sie paßt für dich! — In meinen Wäldern blühen andere Blumen, die passen für mich. — Aber halt! bald hätte ich etwas vergessen!

Er zieht ein Papier aus der Tasche, hält es sich vor und geht damit auf und ab, als lerne er auswendig.

Seraphine, sich schüchtern nach ihm umsehend. Dem Himmel sey Dank! nun haben wir doch einmal Ruhe vor ihm! — Nun geschwind, Herzens-Mienchen, zeige mir, was du der Mama zum Angebinde bringst.

Wilhelmine, es aus ihrem Strickbeutel nehmend. Dies kleine Nachthäubchen hab ich ihr gestickt.

Seraphine. Sieh da! recht hübsch! recht niedlich! doch fehlen Spitzen daran. — Nun zeige weiter.

Wilhelmine. Weiter habe ich nichts.

Seraphine. Weiter nichts! — das ist dein Scherz! Ich sah ja fast immer bis spät in die Nacht Licht auf deinem Zimmer; für wen solltest du denn gearbeitet haben, als für die Mama.

Wilhelmine. Ich arbeitete auch für die Mutter!

Doch lass' es gut seyn! — es kommt ja nicht auf die Größe der Gabe, sondern auf das Herz an, welches sie reicht, und das wird deine gute Mutter nicht verkennen.

Seraphine. Das wohl; nur hat man selbst mehr Freude, wenn man recht viel geben kann. Stell' dir nur einmal vor, wenn die Mama sich mit all den schönen Sachen, die sie von mir erhält, putzen wird, und dann den ganzen langen Tag immer dabei an mich denkt.

Wilhelmine. Abends aber, wenn sie den Staat wieder abgelegt hat, setzt sie doch mein Häubchen auf, und ihr letzter Gedanke gehört dann mir. —

Indeß die beiden Mädchen mit einander sprechen, und Anna theils alles im Zimmer geordnet und zurecht gestellt, theils durch Pantomimen an dem Gespräch Theil genommen hat, geht Moritz zu ihr hin, führt sie mitten ins Zimmer, gibt ihr sein Papier in die Hand, und stellt sich vor ihr hin.

Anna. Nun, Moritzchen! was soll denn das werden?

Moritz. Hier, Anna, stehst du still! Hier in der Mitte, und überhörst mir mein Gedicht. Unser Herr Magister hat sich viel Mühe damit gegeben, aber es will mir immer noch nicht recht zu Kopfe.

Er macht Annen eine tiefe Verbeugung, und fängt an zu declamiren.

Geliebte Tante, lass' dir diesen Glückwunsch bringen.

Er stockt.

Nun, Anna, so hilf mir doch ein!

Anna. Mein Söhnchen! ich kann ja kein Geschriebnes lesen. Geh' und wende dich an Seraphinchen.

Moritz, reicht Seraphinen das Blatt. Allons! fein Mühmchen, stell' dich hieher!

Seraphine. Ich danke schönstens und kann nicht dienen! diese Krackelfüße liest auch Niemand. Ueberdies ist mit dem vielen Plaudern die Zeit vergangen. Ich eile, die Mutter zu wecken und herzuführen.

Sie hüpft fort.

Anna. Und ich laufe nach meiner Torte! Ab.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz.

Wilhelmine, faßt Moritzen bei der Hand und zeigt auf das an der Wand hangende Bild. Moritz! Kennst du jene schönen sanften Züge?

Moritz. Ach wohl! es ist ja unserer guten Mutter Bild.

Wilhelmine. Sieh dort die freundlichen Augen, die so manche Nacht an unserer Wiege wachten; sieh den Mund, der nur liebend unsere Namen nannte. —

Sie tritt näher zum Bilde hin.

O meine Mutter! wo trifft dich heut der Glückwunsch deiner Kinder? — Hast du den theuren Vater wiedergefunden, oder knieest du an seinem Grabe? Ach! warum gibst du uns denn gar keine Kunde? — — —

Man hört im Nebenzimmer ein Andante auf dem Pianoforte spielen. Wilhelmine fährt fort.

Horch! mit lieblichen Tönen weckt Seraphine ihre Mutter. Ach! wo schlummerst du, daß auch wir dich erwecken? — Oder dringt kein Ton der Liebe mehr zu deinem stillen Lager?

Moritz ist vor dem Bilde auf die Kniee gesunken, und hält weinend die Hände vors Gesicht. Wilhelmine trocknet sich auch die Augen, dann fährt sie fort, indem sie Moritzen aufhebt. Die Musik schweigt.

Bruder! soll es denn nur bei dieser Sehnsucht bleiben? Wollen wir nicht diesen Tag würdiger begehen?

Moritz. Ach! wie denn, Schwester? Wir armen Kinder können ja nur für unsere Eltern beten. Wir sind vielleicht schon Waisen.

Wilhelmine. Nein, Moritz! Gott behüte, daß du wahr sprichst! Nein, wir sind noch keine Waisen! Es kann noch ein herrlicher Tag für uns aufgehen, der uns die Eltern wieder schenkt; aber daß wir hier müßig stehen und klagen, das kränkt mich, Bruder.

Moritz. Müßig stehen? wie meinst du das? was können wir denn thun?

Wilhelmine. Leben wir nicht hier bei unsern Anverwandten in sicherer Ruhe, indeß die Mutter wie eine Bettlerin von Thüre zu Thüre geht, und überall um Nachricht von dem Vater bittet? — Ach, und wie oft vielleicht vergeblich! man läßt sie warten, man weiset sie wohl mit harten Worten ab.

Moritz, auffahrend. Wer unterfängt sich das? — Hier steht ihr Sohn.

Wilhelmine. Ja, wenn du bei ihr wärest! aber wo ist sie, daß du sie schützen kannst? — Und wenn es ihr nun doch nicht gelungen ist, den Vater wieder zu finden; und wenn sie vielleicht krank darnieder liegt, und fremde Menschen ohne Mitgefühl bei ihr vorübergehen, und sie vergebens ihre matten Arme nach ihren Kindern ausbreitet. —

Moritz. Um Gottes willen! halt ein, Schwester! was zeigst du mir für ein schreckliches Bild? —

Wilhelmine. So hat es lange schon vor meiner Seele gestanden. Und kanns denn nicht so seyn, wie ich's sage? ist's nicht vielleicht viel schlimmer schon?

Moritz. Liebe gute Schwester! frage nur nicht mehr! — Ich laufe sonst gleich davon.

Wilhelmine. Davon laufen willst du? Wohin denn? —

Moritz. Der Mutter nach, in die Welt hinaus will ich laufen, und sie suchen überall, und sie schützen.

Wilhelmine. Ist das dein Ernst, Bruder? Wolltest du das?

Moritz. Ja, mein voller Ernst! mit tausend Freuden.

Wilhelmine, umarmt ihn. O! nun komm' an meine Brust! — So dachte ich mir dein Herz, und so finde ich es auch. Aber wenn ich dich nun beim Wort nähme, würdest du dich wirklich entschließen, mit mir von hier fort zu gehen, und unsere Eltern aufzusuchen?

Moritz. Und du kannst noch fragen? — Längst hab' ich mir es schon so geträumt, aber wie wird es möglich seyn?

Wilhelmine. Es ist möglich! Wisse, Bruder, daß dies lange schon mein stiller Plan war, und daß ich zu dieser Reise alles vorbereitet habe. Deßhalb bat ich dich in jedem Briefe so dringend, uns ja recht bald zu besuchen.

Moritz. Wilhelmine! was hör' ich!

Wilhelmine. Nur prüfen wollte ich dich vorher, ob du mit mir eines Sinnes wärest, und mit mir hinaus wandern wolltest; denn sonst ging ich allein.

Moritz. Nein! ich folge dir bis in den Tod!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Anna mit einer Torte, auf welcher ein brennendes Wachslicht steht.

Anna, setzt die Torte auf den Tisch, auf welchem die übrigen Geschenke liegen, und stellt ihn mitten ins Zimmer. Kinderchen! Kinderchen! seht einmal meine schöne Torte an! Habt Ihr dergleichen schon gesehen?

Moritz, unwillig. O mein Himmel! was hast du denn hier zu suchen? Geh' doch und lass' uns jetzt allein!

Wilhelmine. Nein, bleib', Mutter Anne! Du gehörst mit deinem schönen Kuchen vor allen Dingen hierher.

Zu Moritz.

Sey ruhig, Bruder! wir werden schon noch davon sprechen.

Moritz. Ach! Du hast immer Zeit zu allem! ich aber nicht! Ich will es auf der Stelle ausgeführt wissen.

Anna. Was habt Ihr denn? Was zankt Ihr Euch denn? Musje Moritz hat wohl schon Appetit auf meine Torte? — O ja! — Kinder müssen warten. — Aber Minchen, da ich dich hier allein treffe, so nimm mir hier die fünf Thaler ab, die ich für den letzten Leibgürtel gelöst habe.

Wilhelmine, nimmt das Geld. Ich danke dir! Hast du lange handeln müssen? Fand man den Preis nicht zu hoch?

Anna. Bewahre Gott! — die Arbeit war ja so schön, daß man vielleicht noch mehr gegeben hätte! aber du forderst immer so wenig.

Moritz. Wie? — Was hör' ich? — Du mußt hier für Geld arbeiten? —

Wilhelmine. Ich muß nicht, aber ich will! denn was man selbst erwirbt, gehört uns eigen.

Anna. Ja, ja! Moritzchen! Du hast recht! schilt sie nur aus. Sie sitzt fast jede halbe Nacht, und näht und stickt, und sorgt, um nur recht viel Arbeit zu vollenden. Dann muß ich gehen und sie verkaufen, und komm' ich denn mit vollen Händen zurück, so ist eine Freude, als käme der heilige Christ. Kind, du mußt schon viel Geld beisammen haben.

Wilhelmine. Das hab' ich auch, Mutter Anna! ich besitze jetzt volle hundert Thaler in Golde.

Moritz, erstaunt. Hundert Thaler!

Anna, schlägt die Hände zusammen. Hundert Thaler in Golde? — Kind, lass' dich nicht den Mammon blenden, und werde nicht geizig. Nein, ich verkaufe nichts mehr für dich. Du sollst nicht mehr die Nächte durchwachen! Du sollst schlafen, und deine hübschen Augen schonen!

Wilhelmine. Ich will auch nun schlafen, denn ich werde des Tages über müde genug werden. Aber, Moritz? Ahndest du nicht, wozu ich das Geld erspart habe?

Moritz. Wohl ahnde ich es! O Schwester, wie bewundre ich dich!

Anna. Was soll dir denn aber das viele Geld im Kasten?

Wilhelmine, indeß Moritz vor das Bild der Mutter hintritt. Deiner treuen Liebe, Mutter Anna! bin ich Rechenschaft von allem schuldig, was ich thue. Du wirst aber auch uns zu Liebe schweigen. Sieh' dort einmal das Bild unserer Mutter an! Suchen diese lieben freundlichen Augen nicht ihre Kinder? — Sollen wir hier in Ruhe und Ueberfluß bleiben, indeß sie allein unter fremden Menschen lebt, und unsers armen Vaters Schicksal theilt?

Anna, erschrocken. Um Gottes willen, Kinder! was habt Ihr vor?

Wilhelmine. Still, Mutter Anne! Ich höre die Tante kommen. Gegen Mittag wollen wir drei uns im Garten treffen, dort sollt Ihr mehr erfahren.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Madame Stern, von Seraphinen geführt.

M. Stern, bleibt stehen und stellt sich überrascht. Ei! meine Kinder! was soll denn das bedeuten?

Seraphine, führt die Mutter zum Tische und zeigt ihre Geschenke. Die kindliche Liebe feiert heut Ihr Wiegenfest, beste Mama, und hat die schönsten Geschenke Ihnen zum Angebinde erwählt.

Wilhelmine, küßt ihr die Hand. Die Dankbarkeit bringt ihrer Hände Arbeit und diese Blumen Ihnen dar.

Anna. Und die alte Treue hat diesen Kuchen gebacken.

M. Stern. Ich danke Euch, meine Lieben! ich danke Euch! Aber du hast viel Geld meinetwegen ausgegeben, Seraphine! eine Arbeit von deiner Hand wäre mir lieber gewesen.

Zu Moritz, der ängstlich dasteht.

Nun, hat denn mein lieber Moritz nicht auch ein Wünschchen für mich? —

Moritz, seufzend. Wir wollens versuchen. — Macht einmal Platz!

Er schiebt die andern auf die Seite, stellt sich mit einer tiefen Verbeugung vor M. Stern und fängt an zu declamiren.

Geliebte Tante, lass' dir diesen Glückwunsch bringen,
Der wie ein Opferrauch heut aus dem Herzen steigt.
Zwar kann ich nicht so schön — — — —

Er stockt, hustet, und fängt noch einmal von vorn an, kommt aber auch nicht weiter; die letzte halbe Zeile wiederholt er noch einigemal immer ängstlicher und weinerlicher, endlich fällt Seraphine lachend ein.

Seraphine.

Als wie ein Gimpel singen.

Ha! Ha! Ha! Ha!

Moritz stampft ungeduldig mit dem Fuße, läuft auf die Tante zu und streichelt sie.

Moritz. Sey nicht böse, liebe Tante, aber ich kann heut an keine Verse denken.

M. Stern. Lass' es gut seyn, Moritz. Dein Glückwunsch ist mir lieb und werth, wenn sich auch die Worte nicht reimen. Ich weiß es deinem Pflege=

vater herzlichen Dank, daß er dich zu meinem heutigen Feste hat zu mir reisen lassen.

Moritz. Er läßt dir auch viel tausendmal Glück dazu wünschen.

Seraphine, schadenfroh. Kann er auch so schön singen? Ha! Ha! Ha!

Moritz, aufgebracht. Warte nur, Seraphine! Er geht drohend fort.

M. Stern, zu Seraphinen. O nicht doch! Schadenfreude erbittert allemal. Moritz meint es so gut, und muß nicht beschämt werden.

Anna, trocknet sich die Augen. Ach! meine liebe Madame Stern! mir geht es eben so wie Moritzchen. Ich hatte mir auch eine schöne Zungenübung ausgedacht, und wollte Ihnen nach hergebrachter Weise meine Gratulation abstatten; aber vor Freude kam mir's Weinen an, und da hab' ich auch alles wieder vergessen.

M. Stern. Es ist gut, meine liebe Anne! Euer schöner Kuchen zeigt mir, daß Ihr mir zu Liebe die Nacht gewacht und gebacken habt, und ist mir deshalb lieber, als alle langen Glückwünsche.

Anna. J! ja doch! ja doch! wenn Sie ihn aber nur erst anschneiden wollten.

M. Stern. Wir wollen ihn in den Garten tragen lassen, und dort frühstücken. Der Morgen ist so heiter. O, meine Kinder! Für eine Mutter ist kein schönerer Tag, als ihr Geburtstag. Die kindliche Liebe und Dankbarkeit, die nicht weiß, wie sie sich an diesem Tage deutlich genug offenbaren soll; die süßen Erinnerungen aus unserer Jugend, die wir in Euch

wieder aufblühen sehen; der stille Ernst, mit dem wir dankbar zum Himmel aufschauen, und den Ihr, trotz Eurer eignen Rührung, so gern in Freude verwandeln möchtet; — dies alles bewegt das Herz wunderbar, und kann nur die Brust einer Mutter fassen. — Kommt in meine Arme, meine Kinder! an Euch hängt mein Leben!

Sie umarmt die beiden Mädchen, Anna steht mit gefalteten Händen dabei.

Seraphine. Meine liebe, liebe Mama!

Wilhelmine. Meine theure Tante!

M. Stern. Ich weiß, daß Ihr mich liebt, und darum freue ich mich, auch Euch heute eine Freude verkündigen zu können.

Seraphine. Was hast du denn vor? Mütterchen!

M. Stern. Ich habe heut Mittag eine Gesellschaft von Freunden zu mir gebeten, und heut Abend hat mein guter Schwager, der Kammerrath Stern, meinetwegen einen Ball in unserm Garten-Saale arrangirt, wo jeder Gast, der Lust hat, des Scherzes wegen maskirt erscheinen kann.

Seraphine. O liebe, goldne Mama! ich sterbe vor Freude! Nicht wahr, ich darf mich doch auch maskiren?

M. Stern. Das versteht sich. Ich überlasse die Wahl der Masken ganz Eurer eigenen Erfindung, und hoffe, sie werden geschmackvoll seyn.

Seraphine. Zweifeln Sie ja nicht. Sie sollen mich gewiß nicht erkennen.

Wilhelmine. Mir aber und meinem Bruder

werden Sie wohl erlauben, nicht auf dem Balle erscheinen zu dürfen.

M. Stern. Weshalb denn? mein Kind!

Wilhelmine. Wir freuen uns gewiß recht innig Ihres Geburtstages, aber wir haben ja in der Stille heut noch einen zu begehen!

M. Stern. Ich ehre die Liebe zu Eurer abwesenden Mutter, und würde nichts von Euch halten, gedächtet Ihr heut nicht lebhaft an sie. Allein das muß Eure Freude nicht stören. In deinen Jahren, Wilhelmine, schwärmt man gern, und liebt die Wehmuth. Das verstimmt aber fürs ganze Leben. Deßhalb verlange ich zu Eurem Besten, daß Ihr mitgeht, und an dem Feste Theil nehmt. Eure Mutter wird sich gewiß wieder finden, und wenn es ihr jetzt vielleicht ein wenig kümmerlich ergeht, so hat sie sich dies selbst durch den unbesonnenen Schritt zugezogen, sich aus überspannter Liebe in die Welt zu wagen. Weshalb hat sie nicht auf meine Vorstellungen gehört? Doch ich will dir nicht wehthun! — Jetzt, meine Kinder, kommt in den Garten zum Frühstück!

Anna nimmt die Torte und geht voran, alle folgen ihr.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Garten, auf der einen Seite eine Bank. Wilhelmine und Moritz kommen, im Gespräch vertieft.

Moritz. Also mit Tanz und Festen wollen sie unsern Schmerz übertäuben, und uns die Eltern vergessen machen?

Wilhelmine. Ach! sie verkennen alle das schöne Herz unserer Mutter, das sie in Noth und Tod hinaustrieb, und nennen ihre treue Liebe: ein unbesonnenes Beginnen.

Moritz. Ja, wir wollen fort! Fort von den kalten stolzen Menschen! zu unsern lieben Eltern hin. — Wenn nur aber zwei Dinge nicht wären! —

Wilhelmine. Nun? — Was fallen dir jetzt noch für Bedenken ein? —

Moritz. Erstlich, daß ich von meinem alten braven Onkel nicht Abschied nehmen soll.

Wilhelmine. Du kannst ihm ja von hier aus schreiben.

Moritz. Freilich wohl! und ob ich gleich weiß, daß er sagen wird: „Der Moritz ist ein toller Junge, aber laßt ihn ziehen: er hat recht!" — so quält mich's doch, daß dies der erste Schritt ist, den ich hinter seinem Rücken thue. — Und zweitens, Schwester, — ich habe kein Reisegeld.

Wilhelmine. Habe ich denn nicht die hundert Thaler?

Moritz. Die gehören dir! Du hast sie dir mühsam erarbeitet; ich aber kann nichts davon annehmen.

Wilhelmine. Moritz! kränke mich doch nicht!

Moritz. Nein! ich lasse mich nicht so umsonst durch die Welt schleppen. Hätte ich nur eine Zither; ich kann hübsche Liederchen dazu singen; dann spielte ich vor den Thüren, und erweichte den Leuten das Herz, indeß du nach unsern Eltern frägst, und so verdiente ich unsern Unterhalt, und wo man uns nicht geben

wollte, da zehrten wir dann von deinem Gelde; so könnte eines dem andern helfen. Aber eine Zither ist theuer, und ich kann mir keine schaffen.

Wilhelmine. Wie viel brauchst du Geld dazu? nimm es von mir!

Moritz. Nein! ich nehme nichts! Lass' mich nur erst zur Besinnung kommen; vielleicht finde ich bis heut Abend noch einen Ausweg.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Anna.

Anna. Kinder, ich komme voll Angst. Was werde ich hören müssen!

Wilhelmine. Anna! Du bist verständig und hast uns lieb. Du wirst einsehen, daß wir nicht Unrecht thun.

Moritz. Ja! und sollst und mußt uns Recht geben.

Anna. O! so sprecht doch nur erst.

Wilhelmine. Sieh, ich bin nun funfzehn Jahr.

Moritz. Und ich dreizehn.

Anna. Ja.

Wilhelmine. Du weißt, daß ich alle weibliche Arbeiten verstehe, und mir mein Brod schon allein zu verdienen vermag.

Anna. Ja.

Moritz. Und mir traust du doch zu, daß ich die Schwester schützen, und wo es gilt, mich tüchtig wehren werde.

Anna. O ja!

Wilhelmine. Nun sind es schon länger als vier Jahr, daß unsere Mutter nach Spanien ging, um

unsern armen Vater in der Gefangenschaft aufzusuchen.

Anna. Ach du lieber Gott! ich denke noch daran, wie sie Abschied von mir nahm, und ich Euch Kinder nicht wecken durfte, und sie wohl zehenmal zu Euch zurückkehrte und Euch im Schlaf küßte.

Wilhelmine. Ja sie wird wohl mit schwerem Herzen gegangen seyn, denn sie ließ ja ihre Kinder hier zurück, und überall war Krieg und Blutvergießen.

Moritz. Und dennoch folgte sie der Stimme ihres treuen Herzens, und ging und scheute nichts.

Anna. Ach! es war eine kostbare Frau.

Wilhelmine. Und wir haben hier nichts zurückzulassen; der Friede ist wieder allenthalben eingezogen.

Moritz. Unser Vaterland ist wieder frei, unsere alten deutschen Fürsten sind wieder zurückgekehrt, und wir sind wieder deutsche Kinder, kräftig und stark aufgewachsen.

Wilhelmine. Und wir sollten nicht der Stimme unsers Herzens folgen, die uns zuruft: „Geht und sucht Eure Eltern und steht ihnen bei!"

Anna. Ihr werdet doch nimmermehr wie Bettelkinder in der Fremde umher laufen wollen?

Moritz. Ja, das wollen wir!

Wilhelmine. An alle Thüren wollen wir klopfen, und um das einzige Allmosen bitten: „um Nachricht von unsern Eltern."

Anna. Kinder, wenn ich mit Euch gehen könnte. Aber ich bin zu alt und zu schwach.

Moritz. Wir brauchen auch Niemand, wir wollen allein gehen. Ich kenne die Landkarte genau.

Wilhelmine. Muth hat uns Gott gegeben, und Reisegeld haben wir auch.

Moritz. Ich zwar noch nicht, doch denke ich, der Himmel wird mir bis heut Abend noch eine Zither bescheeren, zu der ich meine hübschen Liederchen singen kann, und meinen kleinen Hirschfänger habe ich auch bei mir.

Anna. Herzensliebe Kinder! ich lasse Euch nicht fort! Wenn nun die Mutter zurück käme, und fände Euch nicht.

Moritz. Sie wird nicht früher kommen als wir, denn wir bringen sie Euch erst wieder.

Anna. Ach, wo wollt Ihr Euch denn in der großen weiten Welt zurecht finden?

Wilhelmine. Ueberlass' das uns. Ich kenne den Weg genau, den die Mutter genommen hat. Ich habe mich lange zu dieser Reise vorbereitet; — wir finden sie gewiß.

Anna. Senkt mich erst unter die Erde, und dann geht über mein Grab hinaus ins Weite. Aber allen Gefahren Euch ausgesetzt zu sehen, Euch allein zu wissen auf den Irrwegen der Welt, das vermag ich nicht.

Moritz. Sey doch gescheidt, Anna!

Wilhelmine. Mach uns das Herz nicht schwer. Sieh ich hoffte, Du würdest uns segnen und unsre Reisebündel packen; und heimlich wollten wir Dich ja nicht verlassen.

Anna. Glaubt Ihr denn, daß die Tante und der Onkel es zugeben werden? —

Moritz. Sie werden nicht darum gefragt.

Wilhelmine. Wir lassen ihnen Abschiedsbriefe zurück.

Moritz. Wir gehen mit gutem Herzen, denn wir thun nichts Böses.

Wilhelmine. Nein! was ein Kind für seine Eltern thut, das segnet Gott! und nun geh', Anna, schweig und sey klug! Ich sehe Seraphinen kommen!

Anna geht traurig ab.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Seraphine.

Seraphine. Komm her, Minchen! setze dich ein Bischen zu mir, und erzähle, wie Du Dich heut Abend zu maskiren gedenkst, denn ich habe nun keinen andern Gedanken weiter.

Sie setzen sich auf die Gartenbank, Moritz geht ungeduldig umher.

Wilhelmine. Ich werde mich wohl als Pilgerin ankleiden.

Seraphine. Und Sie? Herr Moritz!

Moritz. Ich maskire mich als Dero Cousin, das heißt: als Gimpel!

Seraphine, reicht ihm die Hand. O Moritzchen! Seyn Sie nicht mehr böse. Ich gestehe ja, es war mit dem Gimpel kein hübscher Scherz.

Moritz. Nicht? nun dann bin ich auf der Stelle wieder gut! Das war hübsch von Dir, Seraphinchen! Aber höre! nenne mich doch auch nun: Du! ich habe Dich wirklich lieb.

Seraphine. Wirklich? — Nun meinetwegen, wir wollen es versuchen! Aber nun muß ich auch wis-

sen, wie Sie Sich — ich wollte sagen, wie Du Dich maskiren wirst.

Moritz. Wie hübsch das: Du! in deinem Munde klingt! Höre, ich werde mich wohl als ein armer Bettlerknabe verkleiden.

Seraphine. Ei großen Dank! nun weiß ich Euch doch beide zu finden! Meine Maske sollt Ihr nicht erfahren, und sollt mich recht suchen müssen. Ich aber will die kleine Pilgerin schon auf eine Menge Irrwege herumlocken.

Wilhelmine. Ich glaube nicht; denn ich kenne meinen Weg.

Seraphine. Nun wartet nur! O das muß eine köstliche Lust geben, so unter den Bekannten unbekannt umherzuschleichen, und sie alle zu necken.

Moritz. Stille! seht doch geschwind den Gang hinunter. Was kommt denn dort für ein Geschöpf auf uns zu? Ich glaube wahrhaftig die Maskerade geht schon an.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und Babeckan, die Zigeunerin.

Sie ist auf abentheuerliche Weise in einen Mantel gehüllt, trägt eine weite Mütze auf dem Kopfe und ein großes schwarzes Pflaster im Gesicht.

Babeckan sieht sie erst schweigend an. Seyd gegrüßt, Ihr holden Kinder! Steht Ihr doch unter den Blumen des Frühlings, als sollten sie alle vor Euch erröthen.

Moritz. Schönen Dank! Alte. Wer bist Du denn?

Babeckan. Ich bin die Zigeunermutter Babeckan; berühmt in allen Landen durch ihre Weisheit.

Seraphine. Bis zu uns ist dieser große Ruf eben noch nicht gedrungen.

Babeckan. Drum bin ich zu Euch gekommen, durch Moor und Haide.

Moritz. Worin besteht denn deine Weisheit?

Babeckan. Die Sterne sind meine Geschwister und die Zukunft ist mein Spiegel.

Seraphine. Gut, daß du dich in keinem andern Spiegel besiehst.

Wilhelmine. Kannst du denn auch wahrsagen? alte Mutter!

Babeckan. Das kann ich. Verlangt eine Probe.

Seraphine. Nun so sprich; was geht in unsern Herzen vor?

Babeckan. Laßt mich durch Eure Augen erst in die Tiefe des Herzens schauen.

Sie beugt sich vor und sieht ihnen starr ins Gesicht.

Nun zeigt mir auch die Lebenslinien Eurer Hände, und sagt mir Eure Namen.

Die Kinder thun es, sie fährt fort.

Ihr beide mit Namen Moritz und Wilhelmine, glaub' ich, seyd Geschwister, denn Eure Lebenslinien ziehen gleichen Gang.

Moritz. Getroffen.

Babeckan. Aus Euer aller Augen glänzt ein Fest, das Ihr heut feiert.

Seraphine. Bravo.

Babeckan zu Seraphinen. Du feierst es mit

Wonne. Aber Ihr Beiden, zu Moritz und Wilhelminen, mit Kummer.

Wilhelmine. Wahrlich du hast tief geschaut! Aber was prophezeihst du uns?

Babeckan. Du, Seraphine, sey gut und weise, dann wirst du das Glück fest halten. Und ihr beiden Geschwister, seyd treu und hofft, Ihr werdet das Glück wiederfinden!

Wilhelmine. Wir werden es wiederfinden! sagst du? — — Zu Moritz leise. Das ist die Stimme unsers Genius.

Seraphine. Ich habe genug! und danke schön für die Lehre. Hier Alte, nimm diese Kleinigkeit.

Sie reicht ihr ein Geldstück.

Kommt mir bald nach, ich eile mich anzukleiden, denn der Mittag ist nahe. Sie geht ab.

Fünfter Auftritt.

Wilhelmine. Moritz. Babeckan.

Babeckan. Laßt mich ein wenig hier bei Euch ausruhen. Sie setzt sich. Das scheint mir ein lustiges Mamsellchen, das eben fortging.

Moritz. O ja! etwas sehr lustig.

Wilhelmine. Aber doch auch sehr gut! Wo kommst du denn eigentlich her, Mütterchen?

Babeckan. Ich komme weit her, aus einem schönen Lande, das noch vom Kriege blutig ist, ich komme aus Spanien.

Wilhelmine rasch. Wie? aus Spanien?

Moritz. Ist dort deine Heimath?

Babeckan. Mein Vaterland ist die Erde und meine Heimath überall.

Wilhelmine. Bist du denn genau in Spanien bekannt?

Babeckan. Wohl kenne ich alle Wege und Stege; mit allen Flüssen hab' ich gesprochen, und die Bäche bei Namen geruft, alle Dörfer und Städte vernahmen meine Stimme, und alle Wälder kennen meine Fußtapfen.

Moritz. Ach! hast du dort niemals den Namen Flohrberg nennen gehört? —

Babeckan. Tausend Namen rauschen im Sturm der Zeit bei mir vorüber, wer nennt sie wieder? —

Wilhelmine. Gehst du wieder nach Spanien zurück? —

Babeckan. Kann kommen. — Aber ich bin jetzt allein und verlassen, und ziehe herum, um ein gleichgestimmtes Wesen zu finden, das sich mir anschließe, auf daß ich ihm meine Weisheit anvertrauen möge, denn meine Tage sind bald erfüllt.

Moritz. Und wenn du dieses nun gefunden hast? —

Babeckan. Dann führe ich es nach Spanien, und zeige ihm das schöne Land der Geheimnisse.

Wilhelmine, heimlich zu Moritz. Gott! Bruder, wenn sie uns mitnehmen wollte! wenn wir mit dieser ehrbaren Frau unsere Eltern aufsuchen könnten. Laut zu Babeckan. Aber deine Schüler müssen wohl von deinem Volke seyn?

Babeckan. Die Menschen sind alle Ein Volk! Wenn nur die Lebenslinien zu der meinigen passen.

Moritz. O so schau doch einmal in unsere Hand, wie findest du unsere Lebenslinien?

Sie halten ihr die Hände hin.

Babeckan. Unsere Gestirne würden sich wohl friedlich zu einander neigen. Aber ihr seyd vornehme Kinder. Wolltet ihr Eure Eltern meinetwegen verlassen?

Wilhelmine. Nein, wir sind nicht vornehm, wir haben Niemanden zu verlassen! — Alte gute Mutter! ein besonderes Vertrauen zu dir öffnet mir den Mund.

Moritz. Ja, Schwester! erzähle ihr alles.

Babeckan. Nun so laßt hören.

Wilhelmine. Unser Vater heißt Flohrberg und mußte als westphälischer Hauptmann in den Krieg nach Spanien ziehen. Gleich in einem der ersten hitzigen Gefechte ward er vermißt, man hatte ihn tapfer in den Feind dringen sehen, dann aber nicht wieder erblickt. Schnell genug erhielten wir die traurige Nachricht. Doch unsere Mutter verließ die Hoffnung nicht, daß er nur gefangen und nicht todt sey. Ihr Glaube ward durch Vieles bestätigt, und weil sie dem unglücklichen Gemahl alles schuldig zu seyn glaubte, so faßte sie den kühnen Entschluß, ihn aufzusuchen, wo er auch sey, und ihn zu befreien, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie verpachtete unser kleines Gut, und nahm ihre Kostbarkeiten zusammen, und verließ uns ohne Abschied, denn ach! sie wußte wohl, daß unsere Herzen gebrochen wären.

Sie hält das Tuch vor die Augen; kurze Pause.

Ein zurückgelaßner Brief sagte uns alles. Die Erziehung meines Bruders übergab sie unserm braven Onkel; mich und meine Amme aber hier ihrer Zwillingsschwester, der Madam Stern.

Moritz. So ist sie nun schon vier Jahr von uns fort, und seit sie Spanien betreten hat, haben wir keine Nachricht mehr von ihr erhalten.

Wilhelmine. Heut ist unserer theuren Mutter Geburtstag. Das ist das Fest, das wir mit Kummer feiern. Wir sind beide nun herangewachsen, in unserm deutschen Vaterlande ist wieder der Friede eingekehrt, und so haben wir den Entschluß gefaßt, noch heut in die Welt hinaus zu gehen, unsere armen Eltern aufzusuchen, und ihnen beizustehen.

Babeckan hat die Kinder bei der Hand gefaßt und sieht sie schweigend an.

Moritz. Was siehst du uns so an? Es ist unser voller Ernst, und mit tausend Freuden folgen wir dir, wenn du uns nur nach Spanien mitnehmen wolltest.

Babeckan. Liebe Kinder! Das ist kein Katzensprung, und die Reue möchte euch bald nachlaufen.

Wilhelmine. Nein! nur Liebe und Sehnsucht wird uns vorwärts ziehen, und willst du uns nur den rechten Weg führen, so wollen wir deine Stütze auf der Reise seyn, und dich pflegen wie deine Kinder, und wenn wir die Eltern wiedergefunden haben, dich auch reichlich belohnen.

Babeckan. Hört! überlegt das genau. Euer Entschluß scheint mir sehr übereilt. Die Wege der Welt sind rauh, und ihre Dornen reichen bis ans Herz.

Wilhelmine. Nein! der Entschluß ist nicht übereilt; in langen schlaflosen Nächten ist er in meiner Seele geboren; mein Bruder ist ganz meines Sinnes; unser Reisebündel ist schon gepackt. Heut wollten wir fort, und zwar allein; da führt der Himmel dich uns zu.

Babeckan. Ihr seyd gute Kinder! aber mit dem guten Herzen kommt man allein nicht fort, man muß auch Reisegeld haben.

Wilhelmine. Auch dafür ist gesorgt; wir besitzen hundert Thaler.

Babeckan, erstaunt. Wie seyd ihr zu einer solchen Summe gekommen? Sehr ernst. Das Geld zu einer so heiligen Reise muß ehrlich erworben seyn, und auch nicht der Schatten eines Vorwurfs darauf haften.

Wilhelmine. Es haftet auch kein Vorwurf darauf; es ist ehrlich erworben.

Moritz. Zwar nicht durch mich, denn ich bin zu dumm und kann nichts verdienen, aber meine Schwester hat die Nächte hindurch für Geld gearbeitet, und es mühsam gesammelt. Doch auf der Reise will ich auch schon etwas erwerben. Nimm uns nur mit dir, alte liebe Mutter! Sieh, wir haben ein so unbedingtes Vertrauen zu deiner Erfahrung; mit dir werden wir unsere Eltern wiederfinden.

Wilhelmine. Weise uns nicht zurück! Hast du keine Kinder? weißt du nicht wie Kindesliebe thut?

Babeckan. Ich weiß wie Kindesliebe thut! — Drum so sey's. — Ich will euch mit mir nehmen, und

Euer Vertrauen zu mir nicht täuschen; ich gelobe Euch hier heilig: Ihr sollt Eure Eltern wiederfinden.

Moritz. Nun so gib deine Hand und schlag ein!

Babeckan gibt ihm die Hand, Wilhelmine umarmt sie.

Wilhelmine. Aber noch heut müssen wir fort! Ein Maskenball beschäftigt heut alle. Man wird uns auch dort glauben, uns nicht vermissen, und so können wir noch in dieser Nacht einen großen Vorsprung gewinnen.

Babeckan. Es sey! Für unser Fortkommen und unsere Sicherheit laßt mich sorgen. Wenn auf dem Klosterthurme der Seiger neun Uhr schlägt, treffen wir uns hier. Bis dahin gehabt Euch wohl!

Wilhelmine. Wir begleiten dich aus dem Garten. Sie gehen alle ab.

Sechster Auftritt.

Anna schleicht hinter einem Gebüsche hervor.

Anna. Gut! daß sie mich hier nicht bemerkt haben! Ach, du mein Gott! Mit dem alten garstigen Thiere wollen sie davon laufen? — unter die Zigeuner wollen sie gehen? — Freilich geschieht es aus großer Liebe zu ihren Eltern, aber die Kinder rennen in ihr eignes Elend. Die alte Hexe würde ihnen bald ihr bischen Geld abnehmen, und sie sitzen lassen. Nein, das geht nicht an. — Als die Madam Flohrberg fortging, da sagte sie: „Anna! Dir empfehle ich meine Kinder! den Moritz bringe zu meinem guten Bruder, für den ist mir nicht bange! Aber mein Minchen verlass' du nicht; bewahre sie wie deinen Augapfel, daß ich sie mit Freuden aus deiner Hand wieder empfange!“

Ich habe es gethan, das weiß Gott! und nun wollen sie mit einer Zigeunerin entlaufen? — Ach! es kränket mich wohl in der Seele, daß ich den Judas spielen soll, aber ich muß es der Madame Stern verrathen, denn mein Gewissen läßt mir keine Ruhe. Sie geht ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Garten wie im zweiten Akt. Es ist schon dunkel.

Madame Stern. Seraphine. Anna mit einem großen Stocke.

M. Stern, zu Annen. Ich erstaune über das, was Ihr mir erzählt habt, und kann es fast nicht glauben.

Anna. Mit diesen meinen eignen Ohren hab' ich es gehört und würde meine lieben Kinderchen gewiß nicht verrathen, wenn nicht die höchste Noth vorhanden wäre.

M. Stern. Und mit einer Zigeunerin wollen sie fortgehen?

Anna. Ja! es ist ein Thier wie eine Katze! Ich hab' Ihnen kein falsches Wort erzählt.

Seraphine. Also mit der alten garstigen Wahrsagerin? — Pfui! ich begreife nicht, wie man sich so wegwerfen kann.

M. Stern. Wir wollen sie auf der That ertappen. Wenn sie sich hier um neun Uhr haben treffen wollen, so müssen sie bald kommen, denn die Stunde ist nah.

Seraphine. Ach! Mama! man erkältet sich ja hier in der kühlen Nachtluft, und wer weiß, was uns die alte Hexe zufügen kann?

Anna. Das soll ihr wohl vergehen; denn wo sie sich nur rührt, so schlage ich das alte Thier mit diesem Stocke todt.

Seraphine. O lassen Sie lieber die Wache holen, und alle insgesammt arretiren; wir wollen auf den Ball, er ist gewiß schon angegangen; sehen Sie nur, wie der Saal dort schon erleuchtet ist.

M. Stern. Nein, Seraphine! Die beiden Kinder verdienen alle Schonung. Sie handeln zwar höchst unbesonnen, allein doch nur aus überschwenglicher Liebe zu ihren Eltern; ich werde ihr Beginnen sehr strenge tadeln, aber ich wollte doch, ich wäre ihre Mutter. Die Sache muß unter uns abgethan werden. Zur Vorsorge habe ich meine Leute an die hintere Gartenthüre treten lassen.

Anna. Still! dort kommt etwas geschlichen.

M. Stern. Fort! verbergen wir uns schnell.

Sie eilen hinter das Gebüsch.

Zweiter Auftritt.

Wilhelmine in Pilgerkleidung, ein kleines Bündel auf dem Rücken.

Wilhelmine. Ich bin reisefertig. — Der nächtliche Himmel ist so klar, als winkte er mir mit seinen tausend Augen freundlich zu. — Das Fest hat schon begonnen, die Fenster des Saals glänzen, und die Tante ist mit Seraphinen auch schon dort. — Lebt wohl, Ihr Lieben! Meine Trauer hat Euch oft gestört. Vergebt

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

mir! ich habe Euch so herzlich geliebt! — Gott segne Euch! — Und Ihr, meine Blümchen, lebt Ihr auch wohl! — Wenn Ihr morgen wieder erwacht, ist Eure Pflegerin ferne! Ihr werdet nun aufblühen und vergehen, ohne mich.

Dritter Auftritt.

Wilhelmine und Moritz, in Jagdkleidung, eine Schießtasche und einen kleinen Hirschfänger umgehangen, auf dem Rücken eine Zither tragend.

Moritz. Hier bin ich, Schwester! gefall ich dir so?

Wilhelmine. Ei, du bist herrlich zur Reise gekleidet. Aber wo hast du denn die Zither her?

Moritz. Gekauft hab' ich sie, um schweres Geld.

Wilhelmine. Da sind ja deine Sorgen mit einem Male gestillt; aber wo hast du denn das Geld hergenommen? Moritz sieht schweigend vor sich auf die Erde.

Wilhelmine. Nun, Moritz? willst du gleich Anfangs ein Geheimniß vor mir haben? —

Moritz. Nein, das will ich nicht. Aber siehst du, eine Zither mußte ich haben, denn geradezu betteln will ich doch auch nicht, und was dein sauer erarbeitetes Reisegeld anbetrifft, das weißt du schon. — Da habe ich mir denn nicht anders zu helfen gewußt, und habe heute — — meinen lieben Pudel verkauft.

Er fängt an still zu weinen.

Wilhelmine, umfaßt ihn. Bruder, du thust meinem Herzen sehr wehe, aber ich ehre dich doch deshalb; weine nicht.

Moritz trocknet sich die Augen und schaut fröhlich auf. Ich weine nicht! Er thut einen Griff auf der Zither. Höre

nur, wie schön die Zither klingt. Aber still, der Seiger auf dem Klosterthurm schlägt neun Uhr. Man hört es neun Uhr schlagen. Die Alte wird bald hier seyn.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen und die Zigeunerin.

Babeckan. Hier ist sie schon! — Ich lasse nimmer auf mich warten. — Doch, Kinder, ehe wir ziehen, erwägt es noch einmal ernstlich.

Wilhelmine. Ich hab' es erwogen.

Moritz. Ich auch!

Babeckan. Fühlt den kalten Hauch der Nacht, er wird noch kälter Eure Wangen berühren. Der Regen wird Euch durchnässen, und die Sonne wird Euch durchglühen. Eure Füße werden wund, und Eure blühenden Gesichter braun werden. Bleibt lieber zurück, noch ist es Zeit.

Wilhelmine. Nein! uns hält nichts auf! wir wollen vorwärts, dem Mutterherzen entgegen.

Moritz. Du hast es versprochen, uns mit dir zu nehmen! Drum halte dein Wort nun, Zigeunerin! und komm! Sie fassen die Alte bei den Händen, und wollen mit ihr abgehen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. M. Stern. Seraphine und Anna, mit dem großen Stocke, springen hervor.

M. Stern. Halt! wo wollt Ihr hin? —

Anna, faßt die Zigeunerin beim Mantel, und zeigt ihr den Stock. Wart einmal ein Bischen, du spanischer Vogel!

Wilhelmine, erschreckend. Ha, die Tante! — Schnell gefaßt. Lassen Sie uns, wir haben nichts Böses vor!

Moritz, zieht den Hirschfänger, zu Wilhelminen. Wollen wir uns durchhauen? Schwester!

Seraphine, aufschreiend und davon laufend. Ha! er sticht uns todt!

Babeckan, befehlend. Ruhig! wir haben nicht nöthig uns zu wehren, stecke den Säbel ein.

Moritz thut es.

M. Stern, zu den Kindern. Ja, ich verlange, daß ihr jetzt ruhig seyd! Mit Euch will ich in diesem Augenblick nicht rechten; aber diese alte Gauklerin werde ich vor Gericht schleppen lassen, weil sie mir meine Kinder entführen will.

Wilhelmine. Nein, die Alte ist unschuldig.

Moritz. Wir haben uns ihr selbst aufgedrungen, denn wir wollten fort zu unsern Eltern.

M. Stern. Ich kenne dergleichen Gesindel, das unerfahrne, von kindlicher Liebe begeisterte Gemüther zu bethören und an sich zu locken weiß.

Wilhelmine. Nein! nein! sie will uns nicht betrügen.

Moritz. Wir haben ihr heiliges Versprechen: daß wir mit ihr unsere Eltern wieder finden sollen!

M. Stern. Sprich, du alte Lügnerin! wie hast du ein solches Versprechen den armen Kindern geben können?

Babeckan. Ich hab es ja schon gehalten!

Sie wirft die Verkleidung ab, und Madame Flohrberg steht

da. Die Kinder staunen erst, endlich fliegt Moritz in ihre ausgebreiteten Arme, indeß Wilhelmine vor ihr nieder sinkt und ihre Knie umfaßt.

Beide Kinder zugleich. O Gott! die Mutter! die Mutter!

Zugleich { M. Stern. Meine theure Schwester!
Anna. Ach, Madame Flohrberg! }

M. Flohrberg, hebt Wilhelminen auf. O kommt alle an mein Herz! Mit Eurer treuen, heiligen Liebe! — Verzeiht mir diese Verkleidung; allein ich wollte Euch überraschen, und fand meine Kinder in einer Stimmung, die mich meine Rolle weiter spielen hieß. — Es thut ja dem Mutterherzen nichts wohler, als wenn unbemerkt die Liebe der Kinder sich ihm offenbart.

Wilhelmine. O! meine theure, theure Mutter!

Moritz. Bist du es denn wirklich? Aber wo ist denn der Vater?

M. Flohrberg. In wenig Tagen ist auch Er bei Euch. Wie wir uns wieder gefunden haben, das sollt Ihr hernach von mir hören.

M. Stern. Komm, meine Schwester! Komm mit mir, daß ich dich in meinem Hause willkommen heisse, und wir wie sonst, das doppelte schöne Geburtsfest feiern.

M. Flohrberg. Ich hab es heut köstlicher schon gefeiert, als jemals. Denn Kindesliebe ist ja das heilige Licht, welches der Mutter an ihrem Geburtstag leuchtet.

M. Stern. Und Schwesterliebe ein unverwelklicher Blumenkranz! — Kommt, meine Lieben.

Die Schwestern umfassen sich, die Kinder hängen sich an sie und so gehen alle ab.

Sechster Auftritt.

Anna, allein.

Während des Gesprächs hat sie sich theils die Schürze vor den Augen gehalten, theils M. Flohrberg den Rock geküßt, und ihren Stock heimlich versteckt. Jetzt, nachdem sie den Abgehenden nachgesehen, schlägt sie die Hände traurig zusammen.

Ach! Du mein lieber Himmel! wo soll ich denn jetzt einen zweiten Geburtskuchen gleich hernehmen.

Der Vorhang fällt.

Die Begeisterung.

Es weint ein armer Knabe
Wohl manchen Tag und Nacht;
Seit er so früh zu Grabe
Die Mutter hat gebracht.
Und Vater war geritten,
Und als er kühn gestritten,
Gefallen in der Schlacht.

Wohl ziehn die Kinder im Lenze
Zu Baches Blumen=Rand,
Und winden fröhlich Kränze
Für Mutters liebe Hand.
Doch wem soll er sie winden?
Wird keine Mutter finden,
Tief ruht sie unterm Sand.

Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf den Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst hernieder sehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf steilen Pfaden
Still trauernd hinzugehn.

Und als er weilt und sinnet,
Und in die Ferne sieht,
Wie dort die Nacht beginnet

Und hier der Tag entflieht,
Und auf die große Weide
Der Hirt im Strahlenkleide
Mit seiner goldnen Heerde zieht;
Da schlägt das Herz ihm lauter,
Und bebt so wonniglich,
Und inniger vertrauter
Fühlt er dem Weltgeist sich.
„Nein, ich bin nicht verlassen!"
Ruft er: „Dich will ich fassen
„Und halten mich an Dich!"
Da kommt am Himmelsbogen,
Wie aus der Engel Chor,
Ein holdes Weib gezogen
Im leichten Wolkenflor.
Die Palme in der Linken,
Und aus den Locken blinken,
Wie Sterne, Flammen leicht empor.
Sie lächelt zu ihm nieder,
Sie winkt ihm mit sich fort.
Da wirds dem Knaben wieder
Als sey die Mutter dort.
Er ruft mit offnen Armen:
O Mutter! hab Erbarmen,
Und gib ein freundlich Wort!
„Hinaus, hinaus ins Leben!
„Beherrsche deinen Schmerz!
„Viel gibt es zu erstreben,
„Viel für ein reines Herz.
„Wirst du im Kampf bestehen,

„Sollst oft mich wiedersehen!“
So spricht sie und flieht himmelwärts.
Da spüret der Verwaiste
Im Herzen Muth und Kraft.
Er eilt mit heitrem Geiste
Ins Reich der Wissenschaft,
Und will's ihm auch bedünken,
Daß oft ihm Laster winken,
Doch bleibt er fromm und tugendhaft.
Und hält der Muth nicht immer,
Wird ihm das Herz wohl schwer,
Dann eilt er zu der Trümmer
Des alten Schlosses her.
Zwei Freund' aus grauen Zeiten,
Die müssen ihn begleiten,
Der Ossian und Homer.
Und liest er ihre Lieder,
So naht ihm auch geschwind
Das Engelbild sich wieder,
Und zeigt ihm, ernst gesinnt,
In der zerfallnen Halle
Die alten Helden alle;
Und spricht: „So werde auch, mein Kind!“
Zum Jüngling wird der Knabe,
Die Brust von Sehnsucht schwillt.
Und neue reiche Gabe
Schenkt ihm des Engels Bild.
Es reicht ihm eine Laute,
Daß er dem Lied vertraute,
Was ihm das Herz erfüllt.

Und als er Mann geworden,
Und als gestählt die Hand,
Da brach mit Räuberhorden
Der Feind ins Vaterland.
Manch Edler war gefallen. —
Da wurde denn von allen
Zum Feldherrn er ernannt.

Und als der Morgen graute,
Am Tag' der blutgen Schlacht,
Da zeigt' ihm die Vertraute
Den Lorbeer durch die Nacht.
Er ließ die Fahnen fliegen,
Rief: „Sterben oder Siegen!"
Und er gewann die Schlacht.

Wie auch die Jahre flögen
Am Arm der Zeit vorbei,
Sie ist nicht fortgezogen,
Sie blieb ihm ewig treu.
Und wen sie liebt auf immer,
Dem welkt das Herz wohl nimmer,
Wie grau das Haupt auch sey.

Wer bist Du? die den Busen
Erhält so frisch und jung? —
Die Du uns rufst die Musen?
Uns trägst auf Adlerschwung? — —
„Nur eine reine Seele
„Ich mir zur Freistatt wähle:
„Ich bin Begeisterung!"

Rübezahl und seine Schwestern.

Ein Mährchen.

Der tiefe Schnee war endlich allenthalben wieder geschmolzen; die Quellen sprangen froh von den Bergen wieder hinab, um die Blumen in den Thälern zu begrüßen, und die Wolken zogen auf dem grünen Rücken des Riesengebirges wieder ihre alte Straße hin. Da verließ auch Rübezahl seinen unterirdischen Winter-Palast, und trat hinauf an die Sonne, um den Feiertagsstaat der Erde zu beschauen, und seine beiden Schwestern einmal wieder zu besuchen.

Da Rübezahl die Alleinherrschaft in dem großen Reiche des Riesengebirges überkommen hatte, so hatten seine Schwestern, wie dies gewöhnlich bei solchen großen Majoraten zu geschehen pflegt, sich nur mit ganz kleinen Besitzungen begnügen müssen. Sie bewohnten jede in einem schönen Thale ein krystallenes Schloß, und ihnen waren die Wunderquellen unterthan, die fröhlich um ihren Palast aufwärts strebten, und auch das Licht schauen wollten. Die älteste der beiden Schwestern hieß Heißperlchen, die jüngere war Eisfluthel genannt. Für diese letztere fühlte Rübezahl eine besondere Vorliebe, denn sie war ein gar liebes, freundliches Wesen, lebte anspruchlos in ihrem einsamen, romantischen Gebirgsthale, trieb ihre Quellen zu rascherem Laufe an, und erlaubte jedem armen

kranken Menschen an ihrem Wunderborn sich Hülfe zu suchen, wie und wann er wollte. Heißperlchen hingegen war gar stolzen Gemüthes; sie sah es zwar auch recht gern, daß sich die Menschen in großer Menge um sie her versammelten und ihr den Hof machten; aber sie gestattete ihnen niemals einzeln, sondern nur in ganzen Gesellschaften den Zutritt, und ließ ihnen dann immer nur sehr spärlich von ihrem Wunderquell auftragen, so, daß der Bruder sie wohl mit Recht Geizperlchen nennen mochte. Deßhalb zog er das bescheidene, wohlthätige Eisfluthel vor, und eilte, sie auch diesmal zuerst zu besuchen.

Er spannte einen starken Wind vor seinen leichten Wagen, und fuhr damit aus seinem Lustgärtlein über den Reifträger-Berg, nach jener Gegend hin, wo Eisfluthels Wunderborn quoll. Hier fand er sie einsam am Quell sitzend und sehnsuchtsvoll ins Thal hinabschauend, das mit seinen grünen Wiesenteppichen und mit seinen blühenden Fruchtbäumen sich gar lieblich wieder geputzt hatte.

„Wonach schaut denn mein liebes Schwesterchen so unablässig dort hinaus ins Weite, und strengt die schönen Aeuglein so an, daß Perlchen hineintreten?“ fragte Rübezahl freundlich.

„Ach! sagte sie, und hieß den Bruder willkommen: ich sehe hinaus auf die Landstraße, ob sich die Menschen nicht bald wieder aufmachen werden, mich zu besuchen!“

„Bleib mir mit deinen Menschen vom Leibe! meinte Rübezahl: ich kann sie nicht leiden, und begreife nicht,

was du an ihnen findest! Sie sind aufgeblasene und doch erbärmliche Geschöpfe, sind halb Geist und halb Thier, und wollen deßhalb in beiden Reichen ihr Wesen treiben; dazu aber muß man ihnen die Lust versalzen!"

„Du thust ihnen wohl Unrecht! antwortete Eisfluthel sanft: denn von deinen hohen Bergen hinab kannst du das menschliche Leben kaum mehr erkennen. Du beurtheilst sie blos nach den Paar neugierig Reisenden, die zu dir hinaufsteigen, und mit denen du denn auf alle Weise dein grausames Spiel treibst, weil sie an deine Bergherrschaft nicht glauben wollen."

„Und hab' ich da nicht Recht?" rief Rübezahl entrüstet: „Strafe muß seyn, und wer nicht glauben will, muß fühlen!"

„Sieh, an meiner viel geringern Macht zweifelt doch Niemand," fuhr Eisfluthel fort, „denn wer sich meiner Quelle naht, der fühlt auch meine sanfte Gewalt. Weil ich aber einen Theil des Jahres unter den Menschen hier verlebe, weil ich sehe, wie sie bei ihren vielen Mängeln doch so gutherzig sind, wie sie sich hier in dem kurzen Beisammenseyn so freundlich die Hände reichen, und gegenseitige Liebe das allergrößte Bedürfniß ihres armen Lebens ist; so habe auch ich sie liebgewonnen, und helfe ihnen gerne, wo ich kann!"

„Nun," sagte Rübezahl, „ich will dir deine Freude lassen, und beneide dich nicht darum! Meine Bekanntschaft mit ihnen, die ich, wie dir nicht unbekannt seyn wird, auf verschiedene Weise gesucht habe, hat leider allemal ein schlechtes Ende genommen!"

„Ich will dies nicht bestreiten, denn ich habe man-

cherlei davon vernommen," antwortete sie: „aber du würdest mich doch beneiden, wolltest du dir nur die Zeit nehmen, einmal einen Sommer hier bei mir zuzubringen, und die Menschen mit mir zu belauschen, wie ihnen das Leben eigentlich so schwer gemacht ist, und wie sie sich doch immer lieber gewinnen, je schwerer es ihnen auch wird, sich lieb zu haben. Glaube mir nur, von den Menschen allein kannst du die wahre Liebe kennen lernen; denn weil du keinen Begriff von Schmerz und Noth hast, so kennst du auch die reine aufopfernde Liebe nicht!"

Eisfluthel sagte noch so Manches zur Vertheidigung des ihr so liebgewordenen Menschengeschlechts, und Rübezahl stritt noch lange dagegen; endlich aber versprach er doch aus Neugierde, die Schwester in diesem Sommer einmal zu besuchen, sich mit ihr unter die Menschen zu mischen, und dann zu sehen, wer von ihnen beiden sie am richtigsten beurtheilt habe. Eisfluthel, die gar sehr erfreut darüber war, bat ihn aber noch recht dringend: er möchte doch ja nicht vergessen, dann auch sein Söhnchen mitzubringen, denn sie hätte das junge Berggnomel gar zu lieb; sie verhieß ihm überdies für den Kleinen recht gute Gesellschaft, weil gewöhnlich viele Familien ihre Kinder mit hierher brächten, mit denen er spielen könne, erinnerte ihn jedoch zugleich recht ernstlich, daß er sich mit seinem Söhnchen ja in hübsch anständige menschliche Gestalten kleiden, und ja nicht nach seiner gewöhnlichen Art manchen Spuk hier ausgehn lassen möchte! — Rübezahl versprach dies lächelnd halb und halb, und so schieden denn die Geschwister.

Der Sommer war endlich mit seinen wärmern Tagen eingetreten, da machten sich die Menschen überall auf, die verschiedenen Heilquellen der Erde zu besuchen. Auch Eisfluthels Wunsch war erfüllt, und eine Menge Badegäste hatten sich bereits um ihren Wunderborn versammelt. — Weil nun aber eine alte Sage berichtete: daß die Nymphe des Quells, deren Namen man jedoch nicht kannte, sich in menschlicher Gestalt immer selbst unter die Badegäste zu mischen, und jedesmal zwei davon, die sie am liebsten gewonnen, durch ihre besondere Geisterkraft zu heilen, und ihnen ihre völlige Gesundheit wieder zu schenken pflege, indeß die übrigen Badegäste blos mit der Kraft der Quelle vorlieb nehmen müßten; so war im Anfange das Verhältniß in der Gesellschaft ein sehr gespanntes. Besonders waren die Damen sehr zurückhaltend und förmlich gegen einander, weil sie sich gegenseitig für die verkleidete Brunnennymphe hielten, und sich deßhalb nicht trauten. Sie gingen scheu um einander her, und stellten sich auf mancherlei Proben, so daß ein ruhiger Zuschauer zu vielen lustigen Bemerkungen Anlaß gefunden haben würde. Nach und nach aber, da sie den Menschen gegenseitig in einander wieder erkannt hatten, faßten sie auch wieder Vertrauen und Liebe, und es entstand ein recht frohes freundschaftliches Verhältniß in dem Kreise aller Badegäste.

Mehrere von den Kindern, die unter der Gesellschaft sich befanden, hatten sich zuerst einander genähert und eine frohe kindliche Freundschaft geschlossen. Zwar war ihnen von ihren Müttern die Sage von der in Menschen-

gestalt umherwandelnden Brunnen-Nymphe längst erzählt und ihnen dabei streng anbefohlen worden, sich ja recht artig und bescheiden gegen jedermann zu betragen, und sich ja recht zurückgezogen zu halten. Allein dies war bald von den Kindern wieder vergessen, und sie konnten nicht widerstehen sich zutraulich und liebevoll an jeden anzuschließen, der ihnen freundlich entgegen kam. Durch die Kinder wurden denn auch die Eltern zuerst bekannt und vertraut, und die gegenseitige Furcht vor der verkleideten Nymphe war bald allgemein verschwunden.

Die guten freundlichen Kinder, die sich hier zusammengefunden und sich bald sehr liebgewonnen hatten, waren folgende: Adolph, der Sohn einer Frau von Geierstein, Amalie, die Tochter der Frau von Steinbach, und Wielibald, der Sohn des Oberamtmanns Hirt. Späterhin gesellte sich auch noch der kleine Karl, der Sohn des Doctor Mißpickels, hinzu. Diese vier Kinder waren nun fast unzertrennlich bei einander; sie spielten zusammen, oder erzählten sich von ihren Geschwistern, die zu Hause geblieben waren, und indeß die Eltern Wiederherstellung ihrer Gesundheit an der Wunderquelle suchten, stärkten die Kinder die ihrige im frohen Genuß der schönen Natur.

Sie hatten sich ein Lieblingsplätzchen am Abhange eines Berges gewählt, wo einige Bänke angebracht waren, und wo sie sich täglich zusammen fanden. Hier mußte nun jedes, wie es die Reihe traf, eine Geschichte oder ein Mährchen erzählen. — Nur der kleine Karl wußte niemals etwas von dergleichen Sachen, oder

brachte doch so närrisches Zeug vor, wenn er anfing, daß Niemand daraus klug werden mochte. Deßhalb mußten denn die übrigen ihn immer vertreten, und statt seiner erzählen, wenn die Reihe an ihn kam. Dessen ungeachtet sahen die Kinder den Knaben doch gern in ihrer Gesellschaft, denn was sie auch erzählen mochten, das führte er gewöhnlich in seinem Gesichte gleichsam auf, und machte oft solche gräuliche Faxen zu ihren Geschichten, daß sie nicht wußten, ob sie lachen oder sich vor ihm fürchten sollten. Wenn sein Vater gegenwärtig war, welches wohl bisweilen zu geschehen pflegte, denn er schien den Kindern gern zuzuhören, dann durfte der Kleine dergleichen Gesichter nicht schneiden, sonst drohte ihm der Vater sehr ernsthaft mit dem Finger.

Einstmals erzählte Amalie die niedliche Geschichte von la Motte Fouqué, das Schauerfeld betitelt, wo Rübezahl bei einem ehrlichen gottesfürchtigen Landmann, den er erst derb geschoren, endlich aber doch liebgewonnen, sich sogar als Knecht vermiethet hatte, und ein sehr treuer Hausgenosse und tüchtiger Arbeiter gewesen war. Da er aber sein Versprechen nicht gehalten, sondern eines Abends die Kinder seines Brodherrn mit schauderhaften Geschichten und schrecklichen Fratzen so erschreckt und in Furcht gejagt hatte, daß alle weinend hinter den Ofen zusammen gekrochen waren; so war er von dem erzürnten Vater, der ihn bei dieser tollen Wirthschaft überrascht, zum Hause hinaus geworfen worden! —

In Karls Antlitz blitzten während der Erzählung schon alle die Gesichter von ferne auf, die Rübezahl

gemacht haben sollte. Allein die beiden andern Knaben, Adolph und Wielibald, lachten über die Kinder, die sich durch dergleichen Possen in Furcht hätten jagen lassen, und behaupteten: daß sie des Vaters Beistand gegen das tolle Zeug des Herrn vom Berge, wie Rübezahl in dieser Geschichte genannt wird, nicht bedurft haben würden, sondern daß ihnen der närrische Kerl recht vielen Spaß gemacht haben sollte. — „O, meinte der kleine Karl, wenn ich euch nur rechte Gesichter schneiden wollte, ihr solltet schon in Furcht gerathen!“ und kaum hatte er dies ausgesprochen, als er sein Gesicht auf eine solche Weise herumzuwerfen anfing, daß man nicht mehr wußte, wo Stirne, Augen, Nase, Mund und Kinn gestanden hatten, und alle diese Gesichtstheile wie ein Feuerrad unter einander herumfuhren. Endlich hielt er das Gesicht still; da standen denn Stirn und Augen unten und Kinn und Mund oben, und aus dem Munde guckte, statt der Zunge, die Nase heraus. — Auf solche fürchterliche Fratzen waren die Kinder freilich nicht gefaßt; Amalie schrie laut auf, und alle überfiel ein solches Grausen, daß sie aufsprangen und davon laufen wollten. — Aber so eben trat der Doctor Mißpickel selbst aus dem nächsten Gebüsch, faßte schnell seinem Söhnchen ins Gesicht, rückte es ihm mit großer Behendigkeit wieder zurecht, zog ihm eine derbe Ohrfeige, und schickte ihn ohne Weiteres auf sein Zimmer. „Warte! ich will dir Gesichter schneiden lehren!“ rief er dem Knaben nach, der lautheulend fortlief; hierauf wendete er sich gelassen zu den Kindern, und sagte freundlich: „Laßt euch nicht stören,

meine Kinderchen, und erzählt euch mehr vom Herrn vom Berge; er ist ein guter Mann, und ihr würdet ihn gewiß lieb gewinnen. Wenn mein infamer Balg wird ausgeheult haben, will ich ihn wieder zu euch schicken!“ — und hiermit ging er fort, und ließ die erstaunten Kinder allein. Karlchen kam auch bald wieder, und versprach recht artig zu seyn.

Aber nach einem längern Beisammenseyn hatten die Kinder ihren kleinen Vorrath von Geschichten und Mährchen bald auserzählt, und gestanden sich nun oft den Wunsch: die hohen Berge doch einmal besteigen zu können, die so ernst und groß dies Thal umgaben. So saßen sie auch eines Abends bei einander und sehnten sich vergeblich hinauf; da sahen sie auf einem Nebenwege eine kleine dicke Frau vorbeigehn, die still vor sich weinte. Amaliechen war die erste, die zu ihr hinsprang, und sie theilnehmend um die Ursache befragte, indeß auch die drei Knaben sich um sie her versammelten. — „Ach!“ sagte die Frau: „ich hatte ein kleines gar niedliches Hündchen, das sehr klug war, und viele schöne Kunststücke konnte. Das Thierchen verstand jedes Wort, und war mir so lieb, als wärs mein Kind. Da ich nun neulich auf acht Tage wieder verreisen mußte, das Hündchen nicht erst mitnehmen wollte, und mich auch die Kinder, die in dem Hause wohnen, wo ich hier mein Stübchen habe, gar sehr baten: ihnen das niedliche Thier indeß da zu lassen, so vertraute ich es ihnen wirklich an, denn sie versprachen mir ja es recht zu pflegen, und reiste ab. Vor einigen Tagen komme ich nun wieder zurück, und fordere mein Hündchen; allein die

bösen Kinder halten es eingesperrt, und verlangen: daß ich ihnen entweder ein theures Futtergeld bezahlen, oder ihnen das Thierchen selbst ganz überlassen soll!. — Nun bin ich aber so arm, daß ich kaum das nothdürftige Geld zu meiner Badekur besitze, und weil ich das Futtergeld nicht aufbringen kann, so muß ich ihnen mein Hündchen wohl lassen, denn bitten hilft bei diesen Kindern nichts!" —

„Wie viel Knaben sind denn dort? fragte Wielibald, und seine Augen blitzten.

„Drei wilde Jungen!" antwortete die Frau.

„Nun, wir sind auch unser drei!" rief Wielibald. „Komm, Adolph und Karl! der Hund soll auf der Stelle wieder heraus!" und hiermit wollte er und Karl fortstürmen.

Aber Adolph hielt sie zurück und sagte: „das Futtergeld müssen wir aber doch wohl vorher bezahlen, sonst hätten wir ja kein Recht auf den Hund! — Das sahen die Kinder ein, allein, wo sollten sie das Geld hernehmen? — Da that denn das gute Amaliechen den Vorschlag: sie wollten alle eine ganze Woche lang keine Kirschen essen, und wollten ihre Eltern bitten, das Geld, welches sie ihnen täglich dazu bestimmt hatten, jetzt auf so lange voraus zu geben. Der Vorschlag wurde mit Freuden angenommen und augenblicklich ausgeführt. Die Eltern, die ihre Kinder kannten, und wohl wußten, daß sie mit dem Gelde keinen Mißbrauch machen würden, gaben es ihnen ohne zu fragen, und nach Verlauf einer halben Stunde war mehr beisammen, als die verlangten Futterkosten betrugen, denn Karl hatte

ein Goldstück von seinem Vater gebracht, der, wie er versicherte, niemals Silbergeld führe. Mit dieser kleinen Summe eilten sie, nun das Hündchen von jenen betrügerischen Knaben zu verlangen. Diesen aber war der kluge Hund lieber als das Geld, und sie weigerten sich hartnäckig, ihn herauszugeben. Da riß Adolphen und Wielibalden die Geduld aus, und sie faßten die Knaben ziemlich unsanft bei der Brust. Indeß diese sich aber nun auch wehren wollten, wodurch es denn offenbar zum Krieg gekommen wäre, sprang der kleine Karl behend dazwischen, und indem er rief: „Ihr sollt und müßt den Hund aber doch herausgeben!" schlug er ihnen mit den Fingern ein Schnippchen unter die Nase; dies knallte aber so gewaltig, daß die Knaben sehr davor erschracken, das Geld nahmen und den Hund frei liessen. Karl aber wollte sich halb todt darüber lachen.

Im großen Triumph brachte man nun der betrübten Frau ihr Hündchen wieder zurück, das ein allerliebstes Thier war, Gneislein hieß, und sogleich eine Menge unglaublicher Kunststücke und sogar jedem der Kinder ein Knikschen machen mußte. — Die kleine dicke Frau blieb nun bei den Kindern, und erzählte ihnen heut aus Dankbarkeit gar herrliche Mährchen, viel schöner als sie sie jemals gehört hatten, und versprach auch, sich morgen wieder hier einzufinden.

Die frohen Kinder unterließen nicht, ihren Eltern von dieser lieben Bekanntschaft zu erzählen. „Ja! und stell dir nur vor, Mutter!" sagte Wielibald, „die Frau ist nicht größer als ich; drum hört sichs ihr aber auch

so herrlich zu. Denn, wenn du, oder Vater uns etwas erzählt, dann muß ich immer so in die Höhe schauen, aber bei der kleinen Frau darf ich nur gerade aus sehen, dann blicke ich ihr tief in die freundlichen Augen, und tief in den Mund, aus welchem die schönen Geschichten herauskommen!" — „Wer ist denn aber die Frau?" fragte die Mutter.

„Sie sagt, ihr Mann wäre Mauthrendant gewesen!" antwortete Wielibald: „Sie mag wohl recht arm seyn, und auch recht krank dabei, aber es ist eine liebe Frau, die uns versprochen hat, täglich zu kommen und uns recht viel Schönes zu erzählen!"

Madame Hirt hatte die kleine freundliche Frau schon früher unter den Badegästen bemerkt, und suchte sie jetzt geflissentlich auf, um ihr zu danken, daß sie so gut gegen die Kinder wäre, und sich so liebreich zu ihnen herabließe. Dadurch entstand ein freundliches Verhältniß unter beiden Frauen, und Madame Hirt wußte den Eltern der übrigen Kinder so viel Gutes von der Frau Mauthrendantin zu sagen, daß sie alle zu ihr Vertrauen faßten, und man, ihrem eignen Wunsche gemäß, die Kinder oft halbe Tage lang ihrer Aufsicht anvertraute.

„Aber, wie sollen wir sie denn nennen?" fragte Amalie zutraulich: Frau Mauthrendantin ist doch so entsetzlich lang!" „Ich dächte," sagte Adolph, „wir nennten dich: liebes Mutterchen!"

„Oder Muhme Mauthen!" fiel Karl ein.

„Ja! ja! Muhme Mauthen! Muhme Mauthen!" riefen alle, und die Alte ließ es sich gefallen.

Muhme Mauthen saß nun aber nicht blos mit den Kindern auf ihrem Lieblingsplätzchen, und erzählte ihnen die schönsten Mährchen und Geschichtchen, sondern sie erfüllte auch ihren Lieblingswunsch, und führte sie oft auf einsamen, felsigen Fußpfaden hinauf in das Gebirge. Hier ruhten sie dann immer an solchen Stellen aus, wo sie die reizendsten Aussichten hinunter in die fruchtbarsten Thäler hatten, und pflückten sich Blumen und Erdbeeren, die in großer Menge umherwuchsen. Oft auch sagte Muhme Mauthen unterwegs zu ihrem Hündchen:

„Gneislein! Gneislein! lauf geschwinder,
„Und bestelle für die Kinder!“

Da lief das Hündchen denn freundlich bellend voraus, und wenn die Kinder auf dem Gipfel des Berges ankamen, so fanden sie gewöhnlich auf einer Felsplatte, oder auf einem großen Baumstamme die herrlichsten Früchte aufgethürmt. Sie liessen sie sich dann gar wohl schmecken, und hatten nicht Zeit zu fragen: woher sie kämen? denn die Muhme wußte immer gleich gar merkwürdige Geschichten von den alten Schlössern und Ritterburgen zu erzählen, deren Trümmer sie unten im Thale erblickten.

Einstmals fragte sie die Kinder über ihre häuslichen Verhältnisse aus, und begehrte von ihnen zu wissen: Weshalb denn ihre Eltern eigentlich die Reise zu dieser Heilquelle mit ihnen gemacht hätten? Da vertraute ihr denn Wielibald: Sein Vater wäre sonst wohl ein gesunder und froher Mann gewesen, habe aber durch so manchen Kummer und so manche Noth, die

er vorzüglich während des bösen Krieges ausgestanden, sowohl Gesundheit als auch Frohsinn zugesetzt, und wolle nun sehen, ob er hier an dem Wunderborn und hier bei der schönen Natur beides wiederfinden könne. Die Mutter aber leide an einem heftigen Gichtschmerz, dergestalt, daß sie fast auf dem einen Fuße gar nicht mehr gehen könne; doch habe es damit gar seine eigne Bewandtniß: Bei einem Erndtefeste nämlich, welches der Vater immer sehr froh zu begehen pflege, habe sich vor mehrern Jahren einmal eine Bande Zigeuner eingefunden, und gebeten: an dieser Freude mit Theil nehmen zu dürfen. Da die Leute nun sehr schöne Musik gemacht, so hätte der Vater nichts dagegen gehabt, und es ihnen verstattet. Die Zigeuner hätten nun auch nicht allein gar lustig zum Tanze aufgespielt, sondern sich bald genug selbst hineingemischt, und gar wunderbare Tänze aufgeführt. Endlich sey der Anführer von ihnen auf die Mutter zugekommen, und habe sie auch zum Tanze aufgefordert. Die Mutter aber habe gerade seinen kleinen Bruder Ernst auf dem Schooße gehabt, der sich vor dem großen Mann gefürchtet, und sich an die Mutter festgeklammert hätte. Theils um das weinende Kind zu beruhigen, theils weil der Tanz durch das Einmischen der Zigeuner sehr wild geworden, hätte sie es dem Manne abgeschlagen, und da er zudringlich geworden wäre, ihm endlich gesagt: Er solle gehen, sie würde seinetwegen ihr Kind nicht von ihrem Schooße weggeben! da sey der garstige Mann denn so ergrimmt, daß er allerhand Zeichen gemacht und gesagt habe: Sie solle von Stund an in ihrem Leben

nicht mehr tanzen, und je öfter sie ihre Kinder auf dem Schooße wiegen würde, desto weniger solle sie sogar selbst gehen können! — und hierauf wären die beleidigten Zigeuner aufgebrochen und fortgezogen. Die Mutter aber habe von Stund an einen Schmerz in einem Fuße gefühlt, der wirklich immer stärker geworden sey, jemehr sie ihre Kinder auf den Schooß genommen hätte. Jetzt, da sie nun außer ihm noch fünf Kinder besitze, die alle gern von der Mutter geliebkost seyn wollten, so sey das Uebel immer schlimmer geworden. Sie habe schon Vieles dafür gebraucht, und die Aerzte hätten ihr auch gerathen; vor allen Dingen die Kinder ja nicht mehr auf den Schooß zu nehmen; allein sie sagte: dies letztere könne sie nicht befolgen, denn, wenn die Kleinen nach ihr die Aermchen ausstreckten, so müsse sie sie ja doch aufnehmen! — und dadurch sey sie nun fast ganz lahm geworden.“ —

„Ei! ei! die arme Frau! die trägt ja ihr Leiden recht aus Mutterliebe!“ sagte die Mauthrendantin: „Mit deinem Vater wird sichs schon wieder geben, allein mit der Mutter siehts übel aus, denn solche böse Zauberverwünschungen sind schwer zu heben. Indeß thut das hiesige Bad oft gute Wirkung, und wir wollen das Beste hoffen!“ —

Nun wendete sie sich an Amaliechen, und verlangte auch von ihr die Krankheitsgeschichte ihrer Mutter zu erfahren. Das gute Kind versicherte aber freudig, daß weder ihr, noch ihrer lieben Mutter, die eine gesunde, blühende Frau sey, etwas fehlte, sondern daß sie beide blos hieher gekommen wären, sich an der segensreichen

Quelle zu stärken, und die frohe Gesellschaft und die schöne Natur zu genießen, welche letztere denn doch auch wirklich gar zu herrlich sey, vorzüglich, wenn man mit so lieben Freunden und einer so guten Muhme auf den alten schönen Bergen herumwandern könne! — Die Mauthrendantin strich dem freundlichen Mädchen die Wangen, und das kleine Gneislein, welches den Erzählungen der Kinder aufmerksam zuzuhören schien, und oft mit dem Köpfchen dazu nickte, als verstehe es alles, bellte gar freudig, wie Amalie die schöne Natur und die Berge so lobte.

Nun mußte aber auch Adolph erzählen. „Ach! ihr wißt ja wohl," hob er an, „was meiner lieben Mutter fehlt, und wie ihre freundlichen Augen so leiden, daß sie kaum mehr sehen kann; aber das hängt auch wunderbar zusammen. Zwar spricht die Mutter niemals über die Ursache, aber sie hat aus ihrem fernen Geburtslande ihre alte Amme mitgebracht, die auch meine Wärterin war, und diese hat mir oft Folgendes anvertraut: Als nehmlich meine Mutter geboren worden ist, haben ihre Eltern ein sehr großes Kindtaufen ausgerichtet, und unter vielen andern Pathen auch die ehrwürdige Aebtissin eines uralten Nonnenklosters zu Gevattern gebeten. Von diesem Kloster hat man allgemein wissen wollen, daß es im Besitz großer Naturgeheimnisse sey, welche ihm vor alten Zeiten von einem sehr weisen Einsiedler vermacht worden wären. Als nun die Taufe vorüber gewesen, ist die alte Aebtissin ganz allein in die Kinderstube gekommen, wo sich blos die Amme mit dem Kinde befunden hat.

Hier hat sie das Kind auf die Arme genommen, es geliebkost, und es lange mit großer Sehnsucht und Liebe angeblickt; endlich hat sie ein kleines krystallenes Fläschchen aus dem Busen gezogen, und nachdem sie den goldenen Stöpsel geöffnet, von dem klaren, darin enthaltenen Oehle, dem Kinde in jedes Auge einen Tropfen fallen lassen. Als nun die Amme erschrocken gefragt: was sie da beginne? hat die Aebtissin freundlich geantwortet: Sie gäbe dem Kinde hier ihr Pathengeschenk, denn es sey dies das kostbare Wunderöhl, Himmelsthau genannt. Wenn man davon einem Kinde gleich nach der Taufe einen Tropfen auf jedes Auge fallen lasse, so spiegle sich dann durchs ganze Leben der Himmel immer in diesen Augen, und sie erhielten die wunderbare Kraft, daß, wenn sie einen recht bekümmerten trostlosen Menschen mitleidig anschauten, ihm wieder wohl und froh ums Herz würde! — Die Aebtissin hat nach diesen Worten den Segen über das schlummernde Kind gesprochen, und nachdem sie die Amme reichlich beschenkt, es ihr mit der Bedeutung wieder zurück gegeben: daß sie nichts von alle dem erzählen, das Kind aber ja vor Weinen behüten solle, weil dergleichen Trostaugen, wie man sie zu nennen pflege, am allermeisten von Thränen angegriffen würden! — Die Amme versichert nun, fuhr Adolph fort, daß seit dieser Zeit sie sich an den Augen des Kindes gar nicht habe satt sehen können, und daß jedem so wohl ums Herz geworden wäre, den das Kind nur angeblickt hätte. — Und so muß es wohl auch geblieben seyn, setzte er bewegt hinzu, denn mein guter Vater und wir Kin-

der kannten kein größres Glück, als in die lieben freundlichen Augen der Mutter zu schauen, und mancher arme Unglückliche ging froh und beruhigt von uns, wenn nächst der Hülfe, die er immer bei meinen guten Eltern fand, ihn auch die Mutter mit ihren Trostaugen angeblickt hatte. Aber die Amme sagt: das Herz meiner Mutter sey zu weich, denn bei fremder Noth steigen ihr immer gleich selbst die Thränen auf; wir Kinder haben ihr wohl auch manche Thräne gekostet, und so haben denn ihre Augen gelitten, und sind so schwach geworden, daß sie sie beinahe immer verbunden tragen muß, und sie fast zu verlieren fürchtet. — Ach! wir haben sch** alle Heilmittel versucht, und der Vater würde gern sein halbes Vermögen hergeben, könnten wir nur wieder in die gesunden Trostaugen der Mutter schauen!" —

Der arme Knabe konnte vor Rührung nicht weiter sprechen, und die Mauthrendantin saß auch schweigend da, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Endlich wendete sie sich an den kleinen Karl, und befragte auch diesen. —

Aber dieser antwortete ganz freundlich: „Uns fehlt niemals etwas! wir mögen weder baden, noch mögen wir trinken, denn wir sind blos des Spaßes wegen hier!"

Während aber die Kinder sich mit Muhme Mauthen auf dem Gipfel des Berges also unterhielten, war der Himmel finster geworden, und ein starkes Gewitter zog auf. Die Kinder wollten aufbrechen, und Amalie erinnerte recht dringend, eiligst nach Hause zu gehen;

aber die Mauthrendantin meinte: sie wollten dies herrliche Schauspiel doch lieber hier oben abwarten, denn sie würden dergleichen noch nicht gesehen haben, und sollten auch gewiß nicht naß werden, weil die Wolken diesen Berg auf keine Weise berühren würden. — Man blieb also oben, und sah, wie das dunkle Gewitter immer näher und näher kam. Als aber der Sturm doch die Wolken faßte, und sie auf den Berg zutrieb, brach die Mauthrendantin einen Tannenzweig ab, und wehte damit vor sich hin, als wolle sie die Fliegen verscheuchen. Da theilte sich alsbald die schwarze Wolkenwand, und ließ den Berggipfel frei, auf dem sie standen, und die Kinder hörten Sturm und Schloßen neben sich vorbei rauschen, und sahen das Gewitter mit seinen Blitzen und Donnern unter ihren Füßen über das Thal hinziehen. Alle schwiegen, ergriffen von dem mächtigen Naturschauspiel. Nur der kleine Karl lachte bei jedem Do[illegible] nach den Blitzen, und spielte mit ihnen.

Der Oberamtmann Hirt und der Doktor Mißpickel kamen ihnen besorgt entgegen, fanden aber zu ihrer Verwunderung keins der Kinder vom Regen berührt. Der Doktor maß die Alte mit einem durchdringenden Blicke, und fragte: „Sie werden wohl selten naß? meine Frau Mauthrendantin?“ „Selten!“ antwortete diese ganz unbefangen: „denn mir sind hier auf dem Gebirge die Wetterscheider bekannt!“

„So! so! — Ha! ha! —“ erwiederte er, und kehrte sich lachend um.

Meine kleinen Leser werden wohl nun nicht mehr

zweifeln, daß die Frau Mauthrendantin wirklich niemand anders, als Eisfluthel selbst war, die sich diese Gestalt gewählt hatte, um unerkannt unter den Badegästen umherwandern, und im Stillen ihre nähere Bekanntschaft machen zu können. So hielt sie es jedes Jahr, so wurde sie mit den Menschen vertraut, und wählte sich dann erst, nachdem sie sie auf mancherlei kleine Proben gestellt hatte, die beiden heraus, denen sie durch ihre besondre Kraft die völlige Gesundheit wieder schenkte. Sie hatte in diesem Jahre schon manche Bekanntschaft gemacht, die ihr nicht gefiel, wie z. B. die Bekanntschaft der Familie, die ihr das Hündchen nicht wieder geben wollte; dagegen schien sie aber unsre Kinder sehr liebgewonnen zu haben, und ließ sich mit Willen recht viel von ihnen erzählen, um durch die Kinder auch mit den Eltern genauer bekannt zu werden.

Allein das fröhliche Beisammenseyn in der [illegible] [illegible] wurde bald gestört, denn es trat ein so anhaltend böses Wetter ein, daß Niemand mehr daran denken konnte, das Zimmer zu verlassen. —

Eisfluthel, so wollen wir bisweilen nun wieder die Frau Mauthrendantin nennen, da wir sie erkannt haben, hatte zwar die strengsten Befehle an ihre Gnomen und Quellengeister ausgestellt: alle Morgen den Himmel über diesem Thale rein zu fegen, und auf gut Wetter zu halten; allein dies alles half nichts, denn eine stärkere Gewalt trieb die Nebelwolken dennoch herauf, und ließ es Tag für Tag im Thale regnen.

„Das kann nur mein gottloser Bruder seyn, der mir diesen Possen spielt!“ dachte sie bei sich; „und er

muß sich jedenfalls schon, ohne daß ich es weiß, unter den Badegästen befinden!“ Sie betrachtete nun aufmerksam alle anwesenden Männer; allein diese schienen ihr ruhige, stille Leute und keineswegs verkleidete Berggeister zu seyn, und so vermochte sie den Bruder immer nicht unter ihnen zu erkennen. Denn da Eisfluthel jetzt auf eine Zeitlang menschliche Gestalt angenommen hatte, so sahen ihre Augen auch nicht weiter, wie menschliche Augen, und konnten keineswegs tief in die innre Brust hineinschauen, was sie mit ihren Geisteraugen sonst leicht im Stande gewesen wäre.

Die Bade-Gesellschaft kam nun, weil man im Freien sich nicht mehr sehen konnte, im großen Gesellschafts-Saale zusammen, und suchte sich auf mancherlei Weise die Zeit zu verkürzen. Dennoch aber guckte bisweilen die lange Weile zum Fenster hinein, denn das Kartenspiel verstanden die anwesenden Männer nicht, und zum Tanzen waren die meisten zu alt und zu steif. Die Damen suchten sich also auf andere Weise zu helfen, und sendeten deshalb eine sehr verbindliche Einladung an den Rath Schnüffelberg, einen in der Nachbarschaft wohnenden äußerst interessanten Mann und beliebten Schriftsteller, und da dieser denn auch wirklich ankam, so drang man allgemein in ihn, der Gesellschaft etwas von seinen Werken vorzulesen. Er that dies auch, und las vortrefflich; allein er wurde beständig gestört, weil eine ewige Unruhe in der Gesellschaft herrschte. Bald fuhren die Damen auf, und glaubten sich von ihrer Nachbarin mit einer Nadel gestochen,

bald war es den Kindern, als würden sie vom Stuhle geworfen, bald lachte jemand laut auf, während die rührendsten Stellen vorgelesen wurden, und dennoch wollte Niemand geneckt und Niemand gelacht haben. Es entstanden über diese fortwährenden Störungen in der Gesellschaft manche bittre Aeußerungen, und vor allen bezeugte Doktor Mißpickel seine große Unzufriedenheit, indem er versicherte, daß sich gewiß kein Mensch auf das angenehme Vorlesen so gefreut habe, als er. Allein da diese tolle Wirthschaft nicht aufhören wollte, sondern immer zunahm, so bat der Rath Schnüffelberg um Verzeihung, wenn er nicht weiter lesen würde, und legte das Buch weg.

Eisfluthel, die sich als Mauthrendantin auch mit in der Gesellschaft befand, zweifelte keinen Augenblick, daß Niemand anders, als ihr ausgelaßner Bruder auch diesen Spuk treibe, und daß er jedenfalls unter irgend einer Verkleidung sogar im Saale hier anwesend seyn müsse. Aber wie sollte sie ihn herausfinden, da alle Anwesenden ihr schon bekannt waren. Sie ging endlich, und ließ sich die Bade-Liste zeigen, und sah sie genau durch; da fand sie denn richtig die Namen aller Badegäste darin aufgezeichnet; nur allein Doktor Mißpickel stand mit seinem Sohne nicht eingetragen. Dies fiel ihr auf, und da sie übrigens bemerkt zu haben glaubte, daß der Doktor bisweilen eine Brille aufsetzte, deren Gläser von ganz besonderem Glanze waren, und daß er allemal sich des Lachens nicht enthalten konnte, wenn er sie durch diese Brille ansah; so fiel ihr Verdacht auf ihn, und sie meinte, daß er wahrscheinlich aus Vor=

sorge, weil er wohl wüßte, daß die angenommenen menschlichen Augen nicht weit reichten, sich seine Gnomenbrille mitgenommen habe, durch deren scharfe Gläser er alles in seiner ursprünglichen Gestalt erblickte, und daher auch sie längst erkannt hätte. Allein sie wollte doch ihrer Sache gern gewiß seyn, und bat den Herrn Doktor inständig: ihr doch einmal nur seine Brille zu leihen, weil sie selbst sehr schwache Augen habe! — Der Doktor aber verweigerte dies sehr höflich, indem er vorgab: die Augen der Frau Mauthrendantin wären viel zu gut, und ihre Nase viel zu klein für seine Brille!" — Während dessen rückte die übrige Gesellschaft die Stühle im Kreise umher, weil man, da das Vorlesen gestört war, nun gesellschaftliche Spiele beginnen wollte. Es wurde zuerst das bekannte Spiel: Schenken und Logiren — vorgeschlagen. Eisfluthel suchte geschwinde des Doktors Nachbarin zu werden, denn sie gedachte durch List ihn nun schon selbst zum Geständniß zu bringen, und, als im Laufe des Spiels, er sich sehr artig zu ihr wendete, ihr sein Ohr hinhielt, und sehr verbindlich fragte: welche interessante Person ihm denn die Frau Mauthrendantin schenken würde? so antwortete sie heimlich: „ich schenke Ihnen den Rübezahl!"

„Nein! das ist ein verfluchter Name!" rief der Doktor, und sprang so hitzig auf, daß ihm die Brille von der Näse fiel; da erhaschte sie Eisfluthel, setzte sie schnell auf, und weil sie durch dieselbe den Bruder Rübezahl nun leibhaftig vor sich stehen sah, so zog sie ihn wieder auf seinen Stuhl nieder, und sagte leise:

„Sey doch ruhig, Brüderchen! wir haben uns ja wohl gegenseitig erkannt!“ Beide Geschwister lachten nun recht herzlich, und Rübezahl wurde so guter Laune, daß er, statt der bisherigen Neckereien, nur Frohsinn und Witz in die Unterhaltung mischte, und die Gesellschaft endlich mit der Versicherung aus einander ging: der Doktor sey ein allerliebster Mann, und man habe lange nicht einen so vergnügten Abend gehabt.

Des andern Tages bat nun Eisfluthel ihren Bruder recht herzlich und wehmüthig, sich doch ihrer guten Wetterabsicht nicht weiter entgegen zu stellen, sondern mit Sturm und Regen doch endlich einmal nachzulassen. Rübezahl aber verweigerte dies hartnäckig: denn,“ sagte er, „weil du mich nun einmal eingeladen hast, hier unter den Menschen zu leben, um sie kennen zu lernen, so muß ich sie auch dicht beisammen haben. Bei gutem Wetter kann es ihnen nicht schwer fallen, gut und verträglich zu seyn, und sich lieb zu haben, denn da können sie einander aus dem Wege gehen; deshalb will ich sie mit Sturm und Regen in die Enge treiben, und dann will ich sehen, wie sie sind!“ — Das böse Wetter ließ daher nicht nach.

Die armen Kinder waren am übelsten daran, denn ihr Hauptgenuß, die kleinen Gebirgswanderungen mit Muhme Mauthen, war nun gestört. Die Muhme selbst wohnte in einem entfernten Hause, so daß sie bei diesem Unwetter sie nur selten besuchen, und nur selten eine Erzählung von ihr hören konnten. Desto öftrer kamen sie nun bei Wielibalds Eltern zusammen, und vertrieben sich dort die Zeit auf manche nützliche Weise.

Der kleine Karl Mißpickel, den wir nun als Rübezahls Söhnlein kennen, und der bisher nur das unbändige Herumschweifen in seines Vaters unterirdischem Geisterreiche gewohnt war, hatte sich anfänglich durch den kleinen angenommenen Körper gar sehr beengt gefühlt, allein jetzt gefiel ihm dies Verhältniß sehr wohl, denn er konnte nicht allein die menschliche Gestalt zu mancherlei lustigen Streichen gebrauchen, sondern er hatte die Menschen auch recht lieb gewonnen, denen er nun gleich war, und vorzüglich sich mit herzlicher Neigung an Wielibald und an dessen sanfte Mutter gehangen; denn Wielibald war auch ein munterer lustiger Page, und die zarte Liebe, die Karl bei Madame Hirt fand, that seinem kleinen Menschenherzen unbeschreiblich wohl.

Eines Tages saßen die Kinder, während feuchte Nebel draußen das Thal einhüllten, auch beisammen, und Wielibald las ihnen aus einem Buche vor. „Wo hast du denn dies schöne Buch her?“ fragte Adolph. Wielibald erzählte, daß sein Vater es ihm zum Geburtstag geschenkt habe, und hiervon nahmen die Kinder Gelegenheit sich gegenseitig von ihren Geburtstagen und wie diese jedesmal gefeiert würden, zu erzählen. Da wurde dann auch Karl gefragt, der bisher ganz geschwiegen hatte, wann denn sein Geburtstag sey?“ — Diese Frage kam ihm überraschend, denn dergleichen Gnomen, wie Karl einer war, können wohl das Jahrtausend, oder höchstens das Jahrhundert ihrer Entstehung, nicht aber den Tag ihrer Geburt angeben. Weil ihm aber der Vater streng befohlen hatte, sich

ja nicht zu verschnappen, und sich ja überall als Mensch zu benehmen, so antwortete er schnell: „Uebermorgen!“ – Die Kinder winkten sich geheimnißvoll zu, und auch Madame Hirt, die an ihrem Arbeitstische, nahe bei ihnen saß, sah lächelnd auf Karln hin. —

Der dritte Tag war kaum erschienen, da eilte Wielibald zu seinem Freunde Karl, und bat ihn, heute bei ihm zu frühstücken; und da nun Karl willig mit ihm ging, und sie in Ober-Amtmann Hirts Zimmer traten, sah er auf einem mit Blumen geschmückten Tische einen schönen Kuchen stehen, auf dem ein großes Wachslicht brannte, und Amalie und Adolph waren auch zugegen, und eilten auf ihn zu, und umhingen ihn mit Blumenkränzen, und gaben ihm kleine Geschenke, Amalieчen ein niedliches Glas, worauf ihr Name stand, und Adolph ein schönes blankes Messer, und Wielibald schenkte ihm ein Bilderbuch, und Madame Hirt führte ihn an den Tisch, und sagte: „Siehe, mein lieber Karl, den Kuchen habe ich dir gebacken, und so wie ich viel Zucker hineingemischt habe, so möchte ich gern dein ganzes Leben dir versüßen. Der liebe Gott segne dich!“ fuhr sie fort: „werde ein braver Mann, damit dein Vater Freude an dir erlebt!“ und hiermit zog sie ihn an ihre Brust, und sagte sehr sanft: „Nenne mich nun aber auch einmal deine Mutter!“ — Da fühlte Karl die süße reine Menschenliebe reich und warm aus dem Mutterherzen in seine kleine Brust strömen, und er fing bitterlich an zu weinen, und schlang seine Arme um Madame Hirt, und sagte sehr herzlich: „Meine gute, gute Mutter!“ und die übrigen Kinder drängten sich auch hinzu, und theilten die Umarmung. —

Doktor Mißpickel war neugierig seinem Sohne nachgegangen, und stand schon lange unbemerkt in der offnen Thüre. Endlich da ihn die Kinder gewahr wurden und Karl auf ihn zusprang, und ihn jubelnd zu seinem Kuchen hinführte, sagte er verbindlich zu Madame Hirt: „Madame! Sie werden durch Ihre große Güte meinen ungezogenen Buben ganz verwöhnen, und mir ihn am Ende gar abspenstig machen!“ — „O, antwortete sie, ich wollte, ich könnte das, und er würde mein Kind!“ —

„Aber Madame haben ja selbst schon sechs eigne lebendige Kinder, wie ich vernommen!“ erwiederte er.

„Das wohl,“ sagte sie sanft, „allein die Kinder sind ja unser größter Reichthum, und mir ist ein lieber Knabe gestorben, der jetzt eben so groß seyn würde, wie Ihr Sohn, und wenn ich Ihren Karl um mich habe, so denke ich immer: mein Kind sey mir wieder geschenkt! — Da Ihr Kleiner keine Mutter mehr hat, —“ setzte sie freundlich hinzu: „so könnten Sie mir ihn eigentlich wohl ganz überlassen!“ — „Ja, ja! ich will bei Mutter Hirt bleiben!“ rief Karl und umschlang sie liebevoll.

Doktor Mißpickel sah nicht mehr mit den ernsten feurigen Augen wie bisher, sondern diesmal mit sehr milden freundlichen Blicken auf seinen Sohn und die Mutter, und weil er fühlte, daß es ihm in den Augen zu kribbeln anfing, und sie ihm wider Willen feucht werden wollten, so zwang er sich durch eine Prise Tabak zum Niesen, und sagte: „Nun, Madame! wer weiß, ob ich Sie nicht einmal beim Worte nehme!“

Jetzt trat auch der Oberamtmann ins Zimmer, und wünschte dem Kleinen Glück zum Geburtstag. Er holte

eine Flasche Ungarwein herbei, schenkte die Gläser voll, und nöthigte den Doktor mit ihm auf die Gesundheit und auf ein langes glückliches Leben seines Sohnes anzustoßen. Der Doktor that es, aber er fühlte sich seltsam bewegt, daß er, der als Gnome den Tod nicht kannte, auf ein langes fröhliches Menschenleben anstoßen sollte. Der Wunsch kam ihm so kleinlich und doch auch wieder so groß vor, denn ob ihm gleich das Leben der Menschen nur eine kurze Stunde däuchte, so fing er doch an die Ueberzeugung zu gewinnen, daß troß alles Kummers und aller Noth, welche das Schicksal in diese kurzen Minuten zusammengedrängt habe, sie dennoch auch reich ausgestattet wären, und es war ihm fast so, als solle er die Menschen beneiden um diese Stunde voll Leiden und voll Glück. — Er stieß also mit dem Oberamtmann die Gläser zusammen, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich wollte, mein Sohn wäre einmal im eigentlichen Sinne ein Mensch!“

Die übrige Gesellschaft der Badegäste hatte sich nun fast an das schlechte Wetter gewöhnt, versammelte sich fleißig im Gesellschafts-Saale, und Rübezahl mußte zu seinem Erstaunen sehen, daß seine schlechte Wetterprobe die Menschen, statt sie mit einander zu entzweien, vielmehr immer enger zusammenführte, als machten sie nur eine große Familie aus. Aber er wollte doch nicht nachlassen, denn er hatte seine stille Lust daran, daß man beständig über das schlechte Wetter schrie und klagte, und viele Damen, die sich dabei erkältet hatten, ihn als einen Doktor um Rath fragten, wo er ihnen denn die wunderbarsten Mittel verordnete. Ueberdieß gefiel

es ihm auch nicht wenig, daß er durch seinen treffenden Witz und seine herrliche Unterhaltungsgabe alle übrigen Männer verdunkelte, und die Aufmerksamkeit fast auf sich allein zog.

Eisfluthel bemerkte dies leider mit großem Kummer, und da sie doch so gerne wieder einen heitern Himmel über ihr freundliches Thal sehen wollte, mit Bitten aber bei dem Bruder nichts ausrichten konnte, so nahm sie zu einer List ihre Zuflucht. Die Damen hatten nehmlich einst gewünscht, einige hübsche neue Lieder zu haben, und mehrere Männer aus der Gesellschaft hatten es übernommen, sie zu dichten. Rübezahl, der sich hier einmal recht in seiner Geistes-Ueberlegenheit zeigen wollte, hatte denn auch in großer Schnelligkeit ein Gedicht entworfen, aber wirklich von so trefflichem Gehalte, daß die leichten Verse der übrigen gar nicht in Betracht kamen, und er den ungetheilten Beifall der Gesellschaft erndete. Da mischte sich Eisfluthel unter die begeisterten Damen, und flüsterte ihnen im Geheim zu: daß wenn sie den Doktor Mißpickel recht ehren, und für seine schöne Dichtung belohnen wollten, sie ihn alle um eine Abschrift davon bitten müßten, denn dies solle seine schwache Seite seyn, und bei dem anhaltend schlechten Wetter habe er ja auch Zeit dazu! — Da wurde denn der Doktor von allen Damen belagert, und um Abschrift seines unvergleichlichen Gedichts gebeten, die er ihnen bei dem schlechten Wetter ja leicht machen werde! — Weil er nun den Artigen spielte, und es keiner abschlagen wollte, so mußte er deßhalb mehrere Tage um und um schreiben, denn die Damen baten dringend, —

Da eilte er denn seine Schwester aufzusuchen: „Nein,“ rief er aus: „eine solche Wuth auf Verse, als die Menschen haben, muß auf der ganzen Welt nirgends zu finden seyn. Verdammt sey mein Einfall mit dem Dichten, denn ich kann nicht mehr sitzen und schreiben. Geschwind lass' uns wieder gut Wetter machen, daß die Menschen herauskommen und auf andere Gedanken gerathen!“

Er schickte hierauf sofort die bösen Winde nach Hause, und Eisfluthel hatte endlich ihren Willen, und ließ den Himmel wieder so schön und rein fegen, daß man bald kein Wölkchen mehr daran erblickte.

„Nun wie stehts?“ fragte sie eines Tages den Bruder: „Bist du mit den Menschen zufrieden, und gibst mir recht, daß es in der Regel gute Geschöpfe sind, die man liebgewinnen muß? —“

„Noch nicht ganz!“ entgegnete er: „denn noch habe ich keine sonderlichen Proben der gerühmten, aufopfernden Liebe gesehen, und ich bin nicht so leicht zu bestechen, als mein Schwesterchen, die sich gewiß schon längst unter den Badegästen die beiden Personen ausgewählt hat, welche sie durch ihre besondere Kraft vor allen andern zu heilen gedenkt! —“ Eisfluthel konnte dies nicht abläugnen. — „Nun,“ fuhr er fort: „da ich einmal jetzt dein Gast bin, so mache mir auch das Vergnügen, und nenne mir deine beiden Auserwählten, und überlass' mir allein ihre Heilung.

Ich will ihnen erst noch ein Bischen näher zu kommen suchen, und wenn ich sie für würdig halte, dann schon den rechten Augenblick dazu finden! —“ Eisflu-

thel mußte endlich einwilligen, und empfahl ihm Adolphs Mutter, die Frau von Geierstein und Wielibalds Mutter, die Madame Hirt, als ihre beiden Lieblinge, bat ihn aber recht dringend, nicht nach seiner gewöhnlichen unbändigen Weise, sondern hübsch sanft mit ihnen zu verfahren.

Von dem schönen Wetter wieder herausgelockt, drangen unsre lieben Kinder nun aufs Neue in Muhme Mauthen, ihre kleinen Spaziergänge wieder mit ihnen zu beginnen, und die gute Muhme, die nirgends lieber als unter diesen Kindern war, ließ sich auch nicht lange bitten. So ging es denn abermals unter fröhlichen Erzählungen von Thal zu Thal, von Berg zu Berg.

Adolph blieb aber größtentheils von diesen frohen Wanderungen jetzt zurück, denn die böse Witterung hatte auf die Augen seiner lieben Mutter sehr nachtheilig gewirkt, dergestalt, daß sie große Schmerzen daran empfand, auch die allerkleinste Anstrengung vermeiden, und sie fast immer verbunden tragen mußte. Der gute Knabe konnte sich nicht entschließen, die geliebte Mutter in diesem Zustande zu verlassen, und gab lieber seine frohen Spaziergänge auf. Nur dann, wann die Mutter Besuch erhielt, und er sie in guter Gesellschaft wußte, ging er wohl hinaus, und setzte sich auf sein Lieblingsplätzchen, und wartete einsam und traurig, ob seine kleinen Freunde mit Muhme Mauthen nicht vielleicht bald zurückkommen würden.

So saß er auch eines Abends, und schaute in Gedanken versunken ins Thal. Da kam wie von unge-

führ der Doktor Mißpickel gegangen, und setzte sich zu ihm. Er fing an, sich mit dem Kleinen zu unterhalten, und ließ sich von ihm recht viel von seiner Mutter und von seinen übrigen häuslichen Verhältnissen erzählen. Da wurde dem Doktor denn wohl klar, daß der Knabe gar vortreffliche Eltern haben müßte, und daß vorzüglich das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ein sehr schönes und zartes sey. Als nun Adolph ihm mit Thränen auch von den Leiden seiner guten Mutter erzählte, meinte der Doktor: daß dies allerdings eine sehr schlimme Sache wäre, und daß, nach seiner Ueberzeugung, nur ein allereinziges Mittel ihr helfen könne, welches freilich außer ihm noch Niemanden bekannt sey, weil er es erst selbst erfunden hätte, denn er sey ein tüchtiger Augenarzt! —

Adolph hörte hoch auf; endlich faßte er des Doktors Hand, und bat ihn gar dringend: ihm dieses untrügliche Heilmittel doch zu sagen, er wolle es auch gewiß verschweigen! — „Ja, mein liebes Kind, nennen will ich dir es wohl!" sagte der Doktor; „allein es ist keine so leichte Sache. — Es käme nehmlich blos darauf an, deiner Mutter andere Augen einzusetzen! —"

„Andere Augen?" rief Adolph erstaunt: „Können Sie denn neue Augen machen? —" „Das nicht!" erwiederte der Doktor; „aber wenn sich jemand fände, der recht gesunde Augen hätte, und sie sich von mir recht sauber ausschneiden ließe, so nenne mich einen Hundsfott, wenn ich sie deiner Mutter nicht einsetzte, und ihr völlig gesunde Augen verschaffte, denn dergleichen Operationen sind mir ein Spaß. Aber freilich,

dazu, mein Söhnchen, gibt sich Niemand her! —"
und hiermit stand er auf, und ließ den erstaunten Knaben allein.

Von diesem Augenblicke an, ging Adolph ernst und wie in Gedanken versunken umher. Weder die Mutter, noch seine Gespielen konnten sich sein verändertes Wesen erklären; aber in der heißen Kindesliebe seiner Brust reifte ein großer heiliger Entschluß. — —

Nach einigen Tagen suchte er den Doktor Mißpickel wieder allein zu sprechen, und fragte ihn ängstlich: ob denn das Einsetzen anderer Augen der Mutter sehr weh thun würde? — „Nichts weniger," antwortete der Doktor; „das ist vielmehr ein angenehmes Gefühl; allein das Ausschneiden der Augen, mein Kleiner, das Ausschneiden, das ist mit sehr großen Schmerzen verbunden, und deßhalb gibt sich auch Niemand dazu her, wenn man ihm gleich übrigens die Augen bezahlen wollte und könnte! —"

Adolph bat hierauf den Doktor, daß er doch einmal seine Augen ansehen und ihm dann sagen möchte: ob er sie für gut und gesund hielte? — „Ei! das sind vortreffliche Augen!" rief der Doktor, als er hinein geschaut hatte: „ich wollte, daß deine gute Mutter solche Augen hätte!" Da fiel Adolph bewegt dem Doktor um den Hals, und gestand ihm schüchtern: daß er freudig seine Augen hergeben wolle, wenn er sie nur aber auch dann ganz gewiß der Mutter ordentlich einsetzen könnte!

„Du zweifelst wohl an meiner Geschicklichkeit?" sagte der Doktor: „O! da sollst du gleich eine Probe erhalten! —" Mit diesen Worten zog er ein kleines

Messerchen aus der Tasche, schnitt mit großer Behendigkeit, und ehe Adolph es nur ahnden konnte, ihm ein Ohrläppchen ab, that ein Gleiches an sich selbst, vertauschte die beiden Ohrläppchen, und setzte sie gegenseitig wieder an, ohne daß Adolph an seinem Ohre etwas gemerkt oder eben einen Schmerz empfunden hätte. Dieser war erstaunt, aber von der Geschicklichkeit des Doktors nun auch völlig überzeugt, und beschwor ihn um so dringender: nun auch die Augenoperation vorzunehmen! — Der Doktor streichelte ihm sehr freundlich die Wangen, und stellte ihm Vieles dagegen vor, schilderte ihm auch die Schmerzen während des Ausschneidens als sehr groß, und seinen Zustand, wenn er nun ganz blind seyn würde, als sehr traurig. Allein Adolph blieb fest entschlossen, und versicherte, daß er nie wieder ruhig werden könnte, wenn der Doktor seine Bitte nicht erfüllen wollte.

„Nun, so wollen wir doch erst mit deiner Mutter darüber sprechen!" sagte der Doktor.

„Behüte Gott!" rief Adolph: „denken Sie denn, daß die Mutter es zulassen würde, wenn sie es wüßte? — Nein, wenn Sie meine Augen erst haben, dann eilen Sie damit zur Mutter, und setzen Sie sie ihr frisch ein, sagen ihr aber ja nicht von wem sie kommen!"

Doktor Mißpickel schüttelte den Kopf, willigte aber endlich ein, und man setzte die Operation auf morgen Nachmittag fest.

Rübezahl war über die Liebe des Knaben zu seiner Mutter wirklich erstaunt und gerührt, die ihm ein sicherer Bürge schien, daß sie selbst eine vortreffliche Frau

seyn müsse; aber dennoch war er auch fest entschlossen, Adolphs Standhaftigkeit auf die härteste Probe zu stellen. Er unterließ nicht, die Schwester davon zu unterrichten, und ob ihm diese gleich die dringendsten Gegenvorstellungen machte, so blieb er dennoch fest dabei, die Augenoperation morgen wirklich vorzunehmen. Zugleich mußte sie ihm versprechen, mit den drei übrigen Kindern auch gegenwärtig zu seyn, denn er wollte ja doch auch sehen, was diese dazu sagen würden.

Adolph ging nun der Mutter nicht mehr von der Seite, sondern stand immer neben ihr, und sah sie mit wehmüthig freundlichen Blicken an, denn ihm fiel doch im Stillen ein, daß morgen zwar die Mutter seine gesunden Augen besitzen, er sie aber dann nicht mehr würde ansehen können. Auch überlief ihn wohl ein kleiner Schauder, wenn er an das Ausschneiden selbst gedachte; allein sein Entschluß stand dennoch fest, und sobald er nur die Mutter über Schmerzen klagen hörte, so verschwand jedes andere Gefühl, und nur die Freude, die Augen seiner lieben Mutter selbst retten zu können, blieb in seiner Brust zurück.

So hatte er denn ohne Furcht den andern Tag erwartet, und war, da seine Mutter nach Tische gewöhnlich etwas zu ruhen pflegte, indeß zu seinen Gespielen gegangen, die er nebst Mühme Mauthen bereits auf ihrem Lieblingsplätzchen fand. Er sah schweigend seine kleinen Freunde und die Berge und die Thäler an, und dachte, es sey nun wohl bald das letzte Mal, denn er meinte: daß ihm der Doktor höchstens etwa noch ein Paar Stunden Zeit verstatten würde. Allein dieser,

der selbst den Augenblick nicht erwarten konnte, schritt schon den Gang herauf, und stand mit seinem Bindezeuge vor Adolphen, ehe dieser es vermuthete. Ein klein wenig erschrack er erst doch, dann aber sagte er geschwind: „Lieber Herr Doktor! warten Sie nur noch einen Augenblick! —" und damit sprang er fort, und zog Wielibald mit sich. „Adieu! Adieu!" sagte der Doktor lächelnd: „der reißt aus, und kommt nicht wieder! — Nun, meine liebe Frau Mauthrendantin!" setzte er höhnisch hinzu, indem er sich zu Eisfluthel wendete: „Ich dächte, diese Liebesprobe wäre leidlich überstanden!"

„Sie war auch zu schwer!" antwortete diese empfindlich: „und ich zweifle gar sehr, daß selbst der starke Herr Doktor sie bestanden haben würde!"

Indeß sie nun noch manches Wort hierüber wechselten, und der Doktor die gekränkte Schwester auslachte, sahen sie mit einem Male die beiden Knaben zurückkehren, und Wielibald Adolphen führen, der die Augen fest verschlossen hielt.

Was soll denn dies bedeuten?" fragte der Doktor.

„Ach, Sie kamen schneller als ich geglaubt hatte," antwortete Adolph, ohne die Augen zu öffnen, „und ich wollte ja doch die Mutter noch einmal sehen; da bin ich denn nun bei ihr gewesen, und habe sie mir so recht angeschaut, und sie hat mir zugelächelt, und dann habe ich die Augen zugedrückt, damit ich weiter nichts sehe, und das liebe Bild meiner Mutter, das meine Augen zuletzt gefaßt haben, recht fest halten kann! — Aber nun schneiden Sie auch geschwind," setzte er hinzu, „und hielt ihm die geschloßnen Augen muthig hin, denn die Mutter fühlt heute besonders große Schmerzen!"

Eisfluthel sah den Doktor triumphirend an, der wieder eine Prise nahm, weil er zu niesen wünschte, und dann zu Adolphen sagte: „Ja, mein kleiner Mann, wenn ich schneiden soll, so mußt du die Augen aufmachen und dich hierher setzen! —“ und da dieser still folgte, so packte der Doktor viele blanke scharfe Messer aus, setzte einen Teller neben sich, und nachdem er den übrigen Kindern, die betroffen zusahen, mit kurzen Worten bekannt gemacht hatte, was vorgehen sollte, fing er die Operation wirklich an. Mit einem spitzigen Messer stach er nun tief in die Augenhöhle hinein, und schnitt dann rings herum, um das Auge auszulösen. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, dem Knaben recht viel Schmerzen zu verursachen, allein da dieser ihm das kindlich freundliche Angesicht so treuherzig hinhielt, da kein Laut des Schmerzes, sondern nur von Zeit zu Zeit die Worte: „Meine gute Mutter!“ über seine Lippen kamen, und der Doktor selbst keine Prise nehmen konnte, weil seine beiden Hände bei der Operation beschäftiget waren, so vermochte er eine Thräne nicht aufzuhalten, die ihm über die Wangen rollte, und nicht zu verhindern, daß sie in Adolphs blutende Augenhöhle fiel, wodurch aller Schmerz so auf einmal gestillt wurde, daß der Kleine versicherte: das Schneiden thue ihm mehr wohl als wehe! —

Ein Auge war nun herausgeschnitten. Der Doktor legte es neben sich auf den Teller, hielt mit der Hand Adolphs leere Augenhöhle zu, und verband sie mit Tüchern. Als er sich nun auch über das zweite Auge hermachen wollte, fielen ihm die andern Kinder mit

unbeschreiblicher Angst in die Arme. Wielibald wollte ihm das blutige Messer mit Gewalt entreissen, und Amaliechen bat ihn weinend: dem armen Adolph doch wenigstens das eine Auge zu lassen, und, wenn er denn einmal zwei Augen haben müsse, ihr lieber ein Auge auszuschneiden! — Aber der Doktor warf Wielibalden unsanft auf die Seite, und sagte hart zu Amalien: „Zweierlei Augen kann ich nicht gebrauchen! ein graues und ein blaues taugt nicht zusammen! wenn Adolph das andere Auge nicht hergeben will, gut! so wollen wir aufhören!“ — Aber Adolph bat leise: sich durch nichts stören zu lassen! und Doktor Mißpickel wollte fortfahren, indeß Wielibald und Amalie weinend ihre Gesichter in Muhme Mauthens Schooß verbargen, denn sie konnten die Qual nicht mit ansehen. Da faßte der kleine Karl den Vater hinten beim Rockschooß, zog ihn zurück und sagte: „Lieber Vater, lass' es nun gut seyn! Lieber goldner Vater, lass' es nun seyn! —“ Der Doktor aber hörte nicht darauf, da zog Karl immer stärker und rief: „Doktor Mißpickel, du sollst es nun seyn lassen! Hörst Du gar nicht, garstiger Doktor Mißpickel! —“ Der aufgebrachte Vater gab ihm rücklings einen Tritt; aber Karl riß um so toller an des Vaters Rocke, und schrie endlich in höchster Verzweiflung: „Du sollst es aber nun gut seyn lassen, Du abscheulicher Rübezahl!“

Das war denn doch zu viel. Der Doktor warf das Messer wüthend aus der Hand, faßte mit gewaltiger Kraft sein Söhnchen, wickelte es wie ein Schnupftuch zusammen, und steckte es in die Tasche, wo man den

Kleinen noch lange strampeln sah und quiken hörte. Hierauf schnitt er gelassen dem armen Adolph auch das andere Auge aus.

Als er ihn nun völlig mit einem Tuche verbunden, und dem blinden Knaben, den Eisfluthel liebend in ihre Arme nahm, selbst leise einen Kuß auf die Lippen gedrückt hatte, kam plötzlich Frau von Geierstein, von einer Freundin geführt, den Gang schnell herauf, und gerade auf sie zu. Adolphs Benehmen, als er zuletzt mit Wielibald bei ihr gewesen war, und sie noch einmal so recht innig und sehnsüchtig geküßt und angeschaut hatte, und dann mit geschlossenen Augen fortgeeilt war, mußte ihr natürlich aufgefallen seyn; sie glaubte, daß in des Knaben Seele etwas Besonderes vorgehe, und eilte daher besorgt ihn aufzusuchen. Aber kaum hatte Wielibald und Amalie sie erblickt, als sie zu ihr hinflogen, und unter Thränen ihr erzählten: Der abscheuliche Doktor Mißpickel habe ihrem Adolph die gesunden frischen Augen ausgeschnitten, um sie ihr einzusetzen; dort auf der Bank sitze nun der arme blinde Junge, und auf dem Teller dort lägen die blutigen ausgeschnittenen Augen. — „Was ist das? Um Gottes willen, was geht hier vor?“ rief die erschrockne Mutter, und hob das Tuch auf, womit ihre leidenden Augen, wie mit einem Schirm bedeckt waren. „Nichts! gar nichts! meine Gnädige!“ antwortete der Doktor freundlich, und ließ unvermerkt hinter seinem Rücken das Söhnchen wieder aus der Tasche hüpfen. „Wir wollten nur mit den Kindern so eben die Blindekuh spielen, und haben Dero Herrn Sohne deßhalb die

Augen verbunden. Jetzt aber dürfte doch wohl aus dem ganzen Spiele nichts werden, und deshalb möchten Ew. Gnaden auch eben so wenig ein Tuch mehr um die Augen brauchen! —" Mit diesen Worten nahm er nicht allein Adolphen den Verband ab, sondern löste auch unvermerkt das Tuch, was die Mutter um ihre kranken Augen trug, indem er ihr schnell hinein hauchte, und erstaunt und entzückt sahen Mutter und Sohn sich wieder in die gesunden schmerzlosen Augen.

„Aber, was haben Sie denn dort auf dem Teller?" fragte die immer noch besorgte Mutter.

„Das sind ein Paar kostbare Opale, die man Welt-Auge zu nennen pflegt, und die ich aus meiner Mineralien-Sammlung mitgebracht habe, um sie den lieben Kindern hier vorzuzeigen!" entgegnete der Doktor, und präsentirte sie der Frau von Geierstein, die auch wirklich ein Paar dergleichen wunderschöne Edelsteine auf dem Teller erblickte. — Alle sahen sich betroffen an, und wußten nicht, was sie denken sollten. —

Die Augen der Mutter waren völlig wieder hergestellt, Adolph hatte ja die seinigen auch noch, und so glaubten alle nur geträumt zu haben. — Auch die Kinder schwiegen über das Vorgefallene, das sie nicht zusammenreimen konnten, und indeß sie sich jubelnd um Adolph und seine Mutter drängten, die sich innig umschlungen hielten, und der Mutter nicht genug in die wiedergenesenen holden Trostaugen schauen konnten, und indeß auch die alte freundliche Mauthrendantin die Umarmung theilte, hatte sich Doktor Mißpickel still bewegt fortgeschlichen. —

Muhme Mauthen ladete die Kinder, die nicht wuß-

ten, wie sie ihre frohe Stimmung auslassen sollten, nun zu einem schönen weiten Spaziergange ein; auch der glückliche Adolph schloß sich ihnen wieder an, und seine frohe Mutter suchte ihre Freundin, die Madame Hirt, auf, um ihr die schnelle unverhoffte Wiedergenesung ihrer Augen zu verkündigen.

Diese freute sich gar innig darüber, und schob natürlich alles auf die Kraft der Heilquelle; ihr aber hatte diese leider noch nicht helfen wollen, denn der Gichtschmerz in ihrem Fuße war fast noch stärker geworden, als anfangs, so daß sie ohne die schmerzlichsten Empfindungen gar nicht mehr gehen konnte. — Die Kunde von der schnellen Hülfe, die Frau von Geierstein an der Quelle gefunden, hatte sich bald auch unter der übrigen Badegesellschaft verbreitet; alle kamen ihr Glück zu wünschen, und die Brunnenärzte hatten genug zu thun, dieses anscheinende Wunder natürlich erklären zu wollen. Man war allgemein in der heitersten Stimmung, und als der Abend kam, versammelte man sich zu einem fröhlichen Feste im Saale. —

Da trat endlich die Mauthrendantin mit Adolphen und Amalien herein, sah sich überall um, als suche sie jemanden, und kam endlich auf Madame Hirt zu, indem sie ängstlich fragte: ob denn Wielibald und Karl nicht schon nach Hause gekommen wären? — Diese verneinte es, und meinte, sie wären ja mit ihr gegangen! da erzählte die Mauthrendantin erschrocken: Die beiden Knaben hätten einen nähern Weg einschlagen und dann unten am Berge auf sie warten wollen; allein sie, mit den andern Kindern, habe schon länger als eine

Stunde dort auf die Knaben gewartet, und da diese immer noch nicht gekommen wären, und sogar die Nacht jetzt einbrechen wolle, so hätte sie endlich glauben müssen, die Knaben wären schon nach Hause gegangen! — Madame Hirt erschrack nicht wenig, denn sie sah wohl ein, daß sie sich jedenfalls verirrt haben mußten, und wo waren sie nun wieder aufzufinden bei der Nacht und in dem großen waldigen Gebirge? —

„Fort! fort! wir wollen die armen Kinder suchen!“ rief sie und eilte zum Saale hinaus. —

Die Mauthrendantin wollte sie aufhalten, und bat: doch erst die Rückkunft der Väter abzuwarten, die ins Thal spazieren gegangen wären; diese würden dann schon Anstalten treffen; auch gäbe es hier ja Leute genug, die man ins Gebirge senden könnte, um die Knaben aufzusuchen; sie selbst sollte doch ruhig zurückbleiben, sie würde sich ja noch viel größere Schmerzen zuziehen, und wisse ja, daß die Aerzte sie hauptsächlich vor jeder Verkältung gewarnt hätten, die hier unvermeidlich sey! —

Aber Madame Hirt rief: „Ich weiß nichts weiter, als daß ich meine Kinder suchen muß! Meine Angst ist größer als meine Schmerzen! Eilen Sie, treffen Sie alle Anstalten, denn die Kinder waren Ihnen anvertraut, aber mich lassen Sie hinaus! Vielleicht ersparen wir den armen Vätern die Angst, und finden die Kinder noch eher wieder, als sie sie vermissen!“ und hiemit eilte Madam Hirt in der größten Angst des Mutterherzens hinaus auf die ihr beschriebenen Gebirgspfade.

Es war schon sehr dunkel geworden; sie war schon

weit gegangen, und hatte oft laut geruft, — aber immer vergeblich. Endlich als sie hoch am Gebirge einen dunkeln Tannenwald erreichte, kam es ihr vor, als hörte sie ferne Antwort auf ihr Rufen. Freudig eilte sie vorwärts, und da sie wirklich Wielibalds Stimme zu unterscheiden glaubte, so lief sie mit großer Anstrengung Waldeinwärts, klomm über Baumwurzeln und Felsstücke, arbeitete sich durch Gestripp hindurch, und achtete es nicht, daß Hände und Füße bluteten, und daß sie oft niederstürzte, und ihr die Anstrengung unsägliche Schmerzen verursachte, sondern sie rief immer lauter, und eilte immer ängstlicher der antwortenden Stimme nach. Diese aber schien bald nahe, bald ferne; sie vermochte sie nimmer zu erreichen, und hatte sich wohl schon zwei ganzer Stunden so abgemüht, als der Mond endlich aufging, und seinen Schimmer zitternd durch die schwarzen Baumschatten warf. Da aber fing es erst an recht gräulich zu werden, denn sie erblickte um sich her unzählige gespenstergleiche Wesen. Halb aus menschlicher, halb aus thierischer Gestalt zusammengesetzt, rannten sie wie toll um sie her; bald winkten sie ihr zu, bald drohten sie und vertraten ihr den Weg, und trieben ihr unsinniges Wesen dergestalt, daß der armen Frau vor Furcht fast das Herz zerspringen mochte. — Sie fing endlich still an zu weinen, faltete ihre Hände, und sagte: ich gehe ja mit Gott, und suche meine Kinder!" und als sie das Wort: „Kinder!" ausgesprochen hatte, kehrte die Kraft in das geängstete Mutterherz wieder zurück, und verscheuchte alle Furcht; sie blieb stehen, und rief wohl kühn genug: „Was treibt ihr hier Euren Spott mit einer Mutter, ihr

Geister der Nacht? zeigt mir lieber den Weg zu meinen armen verirrten Kindern!"

Da war mit eins der ganze Spuk verschwunden, und aus dem Gebüsch von den Felsstücken herab, kam freundlich bellend das kleine Gneislein gesprungen, hüpfte schmeichelnd um Madame Hirt her, und zog sie beim Kleide fort, als wolle es ihr den Weg zeigen. Sie folgte ihm auch, und weil sie glaubte, daß ihn die Knaben wohl mit sich genommen haben müßten, so war ihr seine Erscheinung ein wahrer Trost. Bald auch hörte sie nun Wielibalds Stimme ganz in der Nähe rufen, und nach einigen Minuten stand sie auf einem hohen schroffen Felsstücke, und erblickte unter sich, vom Monde beleuchtet, ihren Sohn weinend neben dem kleinen Karl knien, der am Kopfe blutend, bleich und todt vor ihm auf der Erde lag. — Da zog sies mit Gewalt hinunter, und ohne sich zu besinnen, sprang sie den hohen Felsen zu den Kindern hinab. — — Aber unten war der Grund auch felsig, und sie stürzte dergestalt zu Boden, daß der kranke Fuß morsch entzweibrach, und aus der Stirn, die gegen einen Stein schlug, das helle Blut quoll.

Ohnmächtig sank sie hin. — Wielibald warf sich schreiend über die halbtodte Mutter, und Gneislein leckte ihr winselnd das Blut von der Wunde. Als sie endlich wieder zu sich kam, und fühlte, daß sie nicht mehr aufstehen könne, lehnte sie sich mühsam mit dem Rücken an ein Felsstück, und indeß Wielibald erzählte, daß sie sich eigentlich nicht verirrt hätten, denn der Weg gehe hier dicht vorbei, daß sie aber jenen Felsen, von welchem die Mutter eben herabgesprungen, auch

hätten erklimmen wollen, und daß Karl von dort heruntergestürzt und todt geblieben sey, er ihn aber nicht habe verlassen wollen, zog die Mutter den leblosen neben ihr liegenden Karl zu sich, legte ihn über den zerschmetterten Fuß auf ihren Schooß hin, nahm sich selbst ihr warmes Umschlagetuch ab, wickelte ihn sanft hinein, rieb ihm die Brust und die Schläfe, und indeß sie gar nicht an sich selbst dachte, benetzte sie ihn mit ihren Thränen, und versuchte ihm Athem einzuhauchen. Aber es schien alles vergeblich. — —

So saß denn die Mutter unter den größten Schmerzen ihres zerschmetterten Fußes und blutenden Hauptes in der feuchten Nacht auf dem kalten Felsboden so ganz verlassen, und hielt das eine Kind todt auf dem Schooße, indeß das andere weinend neben ihr kniete. —

Aber im Schatten einer alten Tanne stand lange schon Doktor Mißpickel, und sah der Scene zu. Er nahm diesmal keine Prise, denn er wollte kein Auge abwenden von diesem Bilde der Mutterliebe, sondern murmelte nur leise vor sich hin: „das war doch beinahe zu stark!“ Endlich trat er in das Mondlicht hinaus, und ging, als fände er sie von ungefähr, auf Madame Hirt zu. Diese reichte ihm sanft die Hand entgegen, und sagte: „Armer Vater! kommen Sie, und helfen Sie Ihr Kind zurück ins Leben bringen! — ich kann nicht mehr! —“ Da kniete der Doktor neben ihr nieder, zog ein Fläschchen aus der Tasche, und hielt es seinem Sohne unter die Nase, worauf dieser die Augen aufschlug und fröhlich wieder aufsprang, als habe ihm niemals etwas gefehlt. —

Madame Hirt hob dankend und hocherfreut ihre

Hände zum Himmel empor, und vergaß ihre eignen Leiden; als aber der Doktor sie bat, mit dem Nachhausegehn nun zu eilen! sagte sie halb weinend: „Ich kann ja nicht! mein Fuß ist ja zerbrochen!“

„Erlauben Sie, wertheste Madame!“ entgegnete der Doktor: es kann vielleicht nur eine starke schmerzhafte Erschütterung gewesen seyn, und dergleichen sind krankhaften Gliedmaßen oft sehr zuträglich. Wollen doch nur einmal gütigst versuchen aufzustehen! —“ setzte er hinzu und reichte ihr die Hand, indeß er mit seinem Stabe unbemerkt den Fuß berührte, und als nun Madam Hirt den Versuch wagte, so konnte sie wirklich aufstehen, und stand flink und frei auf ihren beiden Füßen, und der kranke Fuß war nicht allein nicht gebrochen, sondern auch aller Schmerz gänzlich daraus verschwunden.

Eben kam auch in Begleitung der Frau Mauthrendantin, der Oberamtmann Hirt, um Weib und Kinder aufzusuchen. Aber alle sprangen ihm froh in die Arme, und seine Frau erzählte ihm die unglaublichen Dinge von ihrer plötzlichen Wiedergenesung, und als er nun seine Lieben mit stillem Entzücken an die Brust drückte, umarmte auch der Doktor die Mauthrendantin, und flüsterte ihr bewegt zu: „du hast recht!“

Schon ganz in der Frühe des andern Morgens suchte Rübezahl seine Schwester auf, und bat sie um einen Spaziergang. Als er sich nun mit ihr auf einem einsamen Platze befand, hob er an: „Die Zeit ist um, auf welche ich mir diese menschliche Gestalt geliehen habe, und noch heute will ich zurück zu meiner Schneekoppe. Ich habe dir den Willen gethan, habe deine

Menschen näher kennen zu lernen gesucht, und gestehe dir nun, daß es mich nicht gereut, und daß ich sie herzlich liebgewonnen habe. Zwar will ich nicht behaupten, daß alle, die hier versammelt waren, Stich gehalten haben würden, wenn ich ihnen etwas derb auf den Zahn gefühlt hätte, doch sollten Viele wohl die Probe bestanden haben. Ich gestehe dir ferner, daß ich die wahre aufopfernde Liebe wirklich erst jetzt von den Menschen kennen gelernt habe, aber ich behaupte doch, daß, nach alle dem, was ich beobachtet, sie rein und treu nur in Kindesbrust und nur im Mutterherzen zu finden ist. Aus dieser Wohnung tritt sie bald als ein holdes unschuldiges Kind, bald als ein gewaffneter Held hervor. Deshalb bin ich auch entschlossen meinen Sohn eine Zeitlang zu den Menschen zu geben; er soll sich eine Mutter und Geschwister suchen, bei denen er Liebe und Treue lernen mag. Wo ich ihn aber hinführen werde, das bleibt für jetzt noch ein Geheimniß. Ich danke dir übrigens, mein Schwesterchen, für jeden schönen Genuß, den du mir hier gewährt hast, und will vergelten, sobald du mich auf meinem alten Gebirge wieder besuchst!"

Das gute Eisfluthel versprach dies freudig, und so gingen die Geschwister einig und froh wieder zur Gesellschaft zurück.

Doktor Mißpickel machte nun seine nahe Abreise bekannt, und stattete auch bei Oberamtmann Hirts seinen Abschiedsbesuch ab. — Er schlug ihnen eine Reise auf das herrliche Riesengebirge vor, und da er ihnen versprach, sich dort wieder zu ihnen zu finden, und sie

selbst überall herumzuführen, so verabredete man unter den treuherzigsten Zusicherungen gegenseitiger Freundschaft, ein solches schönes Zusammentreffen auf dem Riesengebirge für das künftige Jahr.

Am Nachmittage lud der Doktor die Kinder nebst der Mauthrendantin noch einmal zu einem Spaziergange auf das Gebirge ein. Sie gingen, und als sie nun auf einer hohen felsigen Bergkuppe saßen, und sahen, wie die Sonne in Westen sich in ihrem goldenen Feierkleide hinter die Berge senkte, indeß der Abend von Osten her in seinem grauen Mantel still und leise in die Thäler schlich, sagte der Doktor zu ihnen: „Wir müssen nun scheiden, meine lieben Kinder! behaltet mich und meinen Karl hübsch lieb; ich werde Euch nicht vergessen! Neulich zeigte ich Euch ein Paar schöne Steine, welche man Welt-Auge nennt. Hier gebe ich jedem von Euch einen Ring mit einem solchen Edelstein zum Andenken. Der Stein heißt deshalb Weltauge, weil er die Kraft besitzt, alles zu sehen, was ihr denkt und thut. So lange der Stein nun rein und klar bleibt, so lange seyd auch Ihr rein und gut gewesen, wenn er aber ein trübes Ansehen bekommt, so habt auch Ihr etwas Unrechtes begangen, und Euer Bewußtseyn hat einen trüben Flecken erhalten, den Ihr wieder abwischen müßt. Drum legt die Ringe niemals von Euch, und seht sie recht oft an; ich werde sie mir einst von Euch wieder zeigen lassen!"

Die Kinder umschlangen dankbar freudig den Doktor, der sie alle herzlich küßte, und sich, indem sie ihre schönen Ringe gegenseitig bewunderten, mit seinem Karl hinter dem nächsten Gebüsche verlor. — Als die Kinder

wieder aufschauten, sahen sie zwei leichte weiße Wolken, eine größere und eine kleinere, die vom Abendroth gar lieblich übergossen, dicht über sie hinzogen.

„Ach seht doch die schönen herrlichen Wolken!" sprach Adolph.

„Wir wollen doch geschwinde Karln rufen!" sagte Wielibald: „damit er sie auch sieht!" und nun riefen sie mehrere Male laut: „Karl! Karl! komm doch zu uns! —" Doch Karl kam nicht! — sondern es war, als wolle die kleinere Wolke umkehren und noch einmal zu ihnen zurückziehen — aber ein starker Westhauch erhob sich, und trieb sie der größern Wolke nach, und die Kinder glaubten endlich ganz in der Ferne Karls Stimme zu vernehmen, die ihnen leise zurief:

„Ich werde wieder zu Euch kommen! —" Lange sahen sie mit Entzücken den beiden schönen Wolken nach, die an dem dunkeln Abendhimmel wie zwei leuchtende mit Rosen bekränzte Schiffchen hinzogen, immer weiter fort, dem alten Riesengebirge zu, und Amalie sang ihnen nach:

„Eilende Wolken! Segler der Lüfte!
„Wer mit Euch wandelte, mit Euch schiffte! —"

Die Mauthrendantin erinnerte sie endlich ans Nachhausegehn, und meinte: der Doktor würde, weil er nicht zurückkehre, mit seinem Sohne wohl schon hinunter gestiegen seyn. Als sie im Thale wieder ankamen, hörten sie denn auch zu ihrer Betrübniß, daß der Wagen des Doktors wirklich so eben abgefahren sey. Bald trennte sich auch die übrige Badegesellschaft, und auch die Kinder, die wir kennen gelernt und liebgewonnen haben, zogen mit ihren Eltern wieder in

ihre entfernten Heimathen zurück. Sie nahmen einen sehr herzlichen Abschied von der guten Muhme Mauthen, und liessen sich von ihr das Versprechen geben, daß, wenn Gneislein einmal Junge bekommen sollte, sie einem jeden dann ein kleines Hündchen aufheben wollte. Möchten die Kinder ihre kostbaren Ringe, die ihnen der Doktor geschenkt, recht oft betrachten, und ihre Gemüther vor jedem Flecken bewahren, damit, wenn sie sich im Leben einst wiederfinden, sich keines schämen darf, dem andern seinen Edelstein, das Bild seiner Seele, zu zeigen.

Ihr aber, meine lieben kleinen Leser, beneidet Ihr jene Kinder nicht um ihre schönen Ringe, mit den kostbaren Welt-Augen-Steinen! — Jedes von Euch, das so glücklich ist noch Eltern zu besitzen, hat ja auch ein solches Kleinod, das sich bei Euren Fehlern trübt, und schöner noch als der Edelstein wieder hell aufglänzt, wenn Ihr gut seyd. Es ist das Mutter- oder das Vaterauge, das ich meine. — Dies sey Euer Welt-Auge! — Schaut nur immer recht oft hinein, ehe es sich schließt, und laßt nicht eher nach im Streben nach Fleiß und Tugend, als bis es immer wolkenlos und freudig auf Euch ruht.

Inhalt.

	Seite
Der Weihnachts-Abend. Ein Schauspiel. . . .	7
Die Brandhexe. Ein Mährchen.	39
Der Geburtstag der Mutter. Ein Schauspiel. .	64
Die Begeisterung.	103
Rübezahl und seine Schwestern. Ein Mährchen. .	107

ihre entfernten Heimathen zurück. Sie nahmen einen sehr herzlichen Abschied von der guten Muhme Mauthen, und liessen sich von ihr das Versprechen geben, daß, wenn Gneislein einmal Junge bekommen sollte, sie einem jeden dann ein kleines Hündchen aufheben wollte. Möchten die Kinder ihre kostbaren Ringe, die ihnen der Doktor geschenkt, recht oft betrachten, und ihre Gemüther vor jedem Flecken bewahren, damit, wenn sie sich im Leben einst wiederfinden, sich keines schämen darf, dem andern seinen Edelstein, das Bild seiner Seele, zu zeigen.

Ihr aber, meine lieben kleinen Leser, beneidet Ihr jene Kinder nicht um ihre schönen Ringe, mit den kostbaren Welt-Augen-Steinen! — Jedes von Euch, das so glücklich ist noch Eltern zu besitzen, hat ja auch ein solches Kleinod, das sich bei Euren Fehlern trübt, und schöner noch als der Edelstein wieder hell aufglänzt, wenn Ihr gut seyd. Es ist das Mutter- oder das Vaterauge, das ich meine. — Dies sey Euer Welt-Auge! — Schaut nur immer recht oft hinein, ehe es sich schließt, und laßt nicht eher nach im Streben nach Fleiß und Tugend, als bis es immer wolkenlos und freudig auf Euch ruht.

Inhalt.

	Seite
Der Weihnachts-Abend. Ein Schauspiel.	7
Die Brandhexe. Ein Mährchen.	39
Der Geburtstag der Mutter. Ein Schauspiel.	64
Die Begeisterung.	103
Rübezahl und seine Schwestern. Ein Mährchen.	107

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Houwald, Ernst <<von>>,

Buch für Kinder gebildeter Stände

Bd.: 1. Schauspiele, Mährchen und Erzählungen. - 1826. - 156 S.

Stuttgart 1826

Paed.pr. 1609-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760005-9